...hichts- und Lebensbilder

in

Erzählungen

von

Friedrich Karl Wild,
evangelischem Pfarrer in Kirchheim am Ries.

II. Bändchen.

Nürnberg, 1857.
Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung.
(C. A. Braun.)



Geschichts- und Lebensbilder

in

Erzählungen

von

Friedrich Karl Wild,

evangelischem Pfarrer in Kirchheim am Ries.

II. Bändchen.

Nürnberg, 1857.

Verlag der Joh. Phil. Raw'schen Buchhandlung.

(C. A. Braun.)

Druck der U. E. Sebald'schen Officin in Nürnberg.

Vorwort
zum zweiten Bändchen.

Beinahe ein Jahr ist vorüber seit die Vorrede zu dem ersten Bändchen dieser Geschichts- und Lebensbilder geschrieben wurde und fast sind dem Verfasser derselben die in diesem zweiten Bändchen enthaltenen Erzählungen fremde geworden. Denn Druck und Erscheinen dieses Bändchens wurde unerwartet lange aufgehalten.

Inzwischen sind ihm aber mehrere sehr günstige und empfehlende Besprechungen der Erzählungen des ersten Bändchens zu Gesichte gekommen und von einigen Familienvätern und Hausmüttern ist ihm versichert worden, daß sie durch die erste Erzählung im ersten Bändchen reichen Trost und innere Glaubensstärkung gewonnen hätten. Dadurch kam es, daß er sich um so mehr ermuntert fühlte,

auch dieses zweite Bändchen als ein Samenkorn christlichen Lebens in Hoffnung auf Frucht auszustreuen. Namentlich meint er, daß die Erzählung mit der Ueberschrift „Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ“ auf mancherlei Uebelstände im Volksleben hinweist, vor denen in dieser Form am nachdrücklichsten gewarnt wird. Und Geistlichen sind solche Hilfsprediger wie Erzählungen sicherlich erwünscht und von Nutzen.

So möge denn auch dieses Büchlein „das Werk eines evangelischen Predigers“ thun und was „nütze ist zur Lehre, zur Strafe, zur Besserung, zur Züchtigung in der Gerechtigkeit“ wird auch in diesen Erzählungen gefunden werden. Sie sollen und wollen nicht sich selbst predigen, sondern Jesum Christ, daß Er sei der HERR.

Geschrieben im Monat Juli 1856.

Der Verfasser.

Ach bleib bei uns Herr Jesu Christ.

Eine Erzählung vom Lande.

Wer von meinen lieben Lesern seine Reisen in der Welt schon gemacht hat, ehe die Eisenbahnen aufkamen, und wer sie dazumal nicht in einer Kutsche machte, sondern mit den Schustersrappen oder meinetwegen auch ohne solche, der wird hie und da auf dem Lande an Bauernhäusern gereimte Aufschriften gefunden haben, um derentwillen er seine Schritte wohl anhielt, auf daß er lesen könnte, was für eine Spruchweisheit da zu finden sei.

Und wenn er etwa so eine, oder wenigstens eine ähnliche, fand, wie die an einem Bauernhause eines Dorfes an der Straße von Nördlingen nach Nürnberg:

„Alle die vorübergehen, reiten oder fahren,
Diese soll der liebe Gott behüten und bewahren" —

so hat er sich gewiß dieses Wunsches gefreut, und sein „Dank schön!" dafür im Herzen ausgesprochen. Solche Haussprüche sind nicht selten als ein Fensterlein zu achten, durch das man in's Innere des Hausbewohners, der den Spruch anschreiben ließ, blicken kann. Von der Dicht- und Schreibkunst, die daran wahrzunehmen ist, wollen wir hier nicht reden. Denn beide kommen gewöhnlich auf mangelhaften Füßen einhergeschritten. In Städten ist mir nur einmal eine solche

Spruchweisheit an einem Hause vorgekommen, die aber nicht nur schlechte Reimkunst, sondern auch großen Hochmuth des Hausbesitzers verräth. Denn sie lautet:

„Tugend, Fleiß und Sparsamkeit
Setzt mir dieß Haus in B. . . .“ —

Die Leser mögen nun aus ihrer Städtekunde selbst finden, in welcher Stadt Bayerns dieser Spruch steht; ich will ihnen aber noch unter die Arme greifen, indem ich ihnen sage, daß sich das Haus mit der schrolligen Aufschrift auch in einer Gasse findet, die man die „Schrollengasse“ heißt. Ob solche dünkelhafte Aufschriften jedesmal den Hausherrn zu Schanden machen, kann ich nicht sagen; aber ein Beispiel weiß ich.

Am Hause eines Töpfermeisters auf einem Dorfe stand die Inschrift:

„Was scher ich mich um die Welt
Ich mach aus Koth mein Geld.“ —

Allein der Mann hat erstlich aus dieser Materie wenig Geld gemacht, denn er saß zu viel im Wirthshause, und dann ist sein Geld immer bald wieder flüßig geworden, denn er weichte es in Bier und Branntwein auf. — Aber davon will ich nichts erzählen, sondern von einem andern Hause will ich eine Geschichte mittheilen, die ich vom alten Schulmeister in Schollenheim erhalten habe, der jetzt in meiner Nachbarschaft lebt. Die Geschichte lautet wie folgt:

An einem Hause in Schollenheim fand ich vor Jahr und Tagen die Aufschrift:

„Das Hans war ganz ruinirt
Wie Jedermann konnt sehen.
Ich Hans Paulus Blendner habs renivirt
Anno 1820 ist das geschehen.“

Der Mann that sich offenbar auf seine Versmacherei Etwas zu Gute und trug sie gerne überall zur Schau. Denn an einer andern Seite des Hauses stand:

„Es ist eine große Freud
Wenn's auf dem Boden gibt viel Getreid.
Es ist aber auch sonst nicht gefehlt
Hat man nur im Beutel brav Geld."

Ich meine, diese beiden Reime bilden schon ein ziemlich großes Fenster, durch das wir dem Hans Paulus Blendner tief ins Herz blicken und da sehen können, welcherlei Gedanken drinnen brüten. Doch hatte sein Herz gar viele Falten und der Beutel, in dem es eingeschlossen lag, war überdieß ein recht aufgeblasener — so zu sagen ein Windbeutel. Und da der Wind gar vielerlei Richtungen annehmen kann, so ist auch der Hans Paulus Blendner durch Ein Fenster in sein Inneres noch nicht auszukennen. Ich muß ihn deßhalb schon selbst vor meinen Lesern auftreten lassen, und zwar wie er an einem Sonntag — nicht in die Kirche, sondern ins Wirthshaus tritt. —

Ja — einen rechten Mann spielt er, der Hans Paulus, das fehlt nicht! Die grüne Sammtkappe mit dem hohen, glatten schwarzen Pelz sitzt auf dem Kopf, als wär sie hinauf gegossen. Im breiten, vollen Gesichte ist der Mund ganz pfiffig, wie zu einem selbstgefälligen Lächeln verzogen und die durch silberne Kette und Silberbeschläg ganz schwer im linken Mundwinkel hängende Tobakspfeife trägt nicht wenig dazu bei, dem lächelnden Zug um den Mund eine Richtung

zu geben, welche andeutet, daß alle anderen, bereits vorhandenen Gäste weit unter oder hinter ihm stehen. Dabei hat der Hans Paulus die rechte Hand oben in die schwarz lederne Hose gesteckt, wodurch nicht nur der lange, federrittene Rock so auf die Seite geschoben ist, daß man die großen, hohen, silbernen Knöpfe an der schwarzen Manschesterweste sieht, — auch das breite silberne Uhrgehänge mit silbernem Striegel, Kamm und was sonst noch für Werkzeug zu Pferden und Wagen gehört, tritt dadurch auf dem wohlhäbigen Bauche recht ins Gesicht. Von den weißen Strümpfen und den Schnürschuhen, die so neu sind, daß man über dem Absatz die künstlichen Nahten noch sieht, will ich gar nicht reden. Mich wundert's nur, daß nicht alle Anwesende ehrerbietig aufstehen und machen dem Hans Paulus Platz. Und ich glaube fast, es nimmt ihn selbst Wunder, daß sie ihn kaum zu bemerken scheinen und daß er erst an einen Tisch herantreten und sagen muß: „da gibt's wohl noch Platz für mich;“ ehe man ein wenig die Stühle ruckt und ihn einläßt. Dabei sagte Einer überdieß: „Mach' dich nur nicht zu breit!“ Aber der Hans Paulus ist auch erst seit kurzem ein Ehemann und ein Bauer geworden, der so stattlich einhergehen kann. Denn von seinem Vater, der ein Taglöhner war, bekam er nichts und erspart hat er sich als Dienstknecht auch nichts, weil er fast alle Vierteljahre ein Schlenkerknecht war d. h. keinen Dienst hatte und einen neuen suchte. Aber der Hensisbauer und sein Weib in Schollenheim haben einen schönen Hof ge-

habt und eine einzige Tochter. Dabei sind sie so geizig gewesen, daß ihnen das Haus bald übern Kopf zusammen gefallen wäre, wenn sie nicht zur rechten Zeit gestorben wären. Da ist gerade der Hans Paulus Knecht im Hause gewesen und hat gemeint: „was man erheurathet, darf man nicht erarbeiten," und weil er vom Arbeiten nie ein großer Freund gewesen ist, so hat er sich an die Eva Marget gemacht und die Hensisbauern Eva Marget ist froh gewesen, daß sie Einer gemöcht hat, und so ist der Hans Paulus Hensisbauer geworden und hat von den in Strümpfen unterm Bettstroh verborgenen Laubthalern des alten Hensisbauer das Haus „reniviren" lassen und sich schöne Pferde und ein ganz leichtes Wägelein, einen blautuchenen Mantel, doppeltes Sonntagshäs, eine Werktags- und eine Sonntagspfeife und einen großen Kettenhund angeschafft.

Die Eva Marget hat freilich oft bitter drein gesehen, wenn sie wahrnahm, wie die Strümpfe ihres alten silbernen Inhaltes entleert wurden. Denn vom Geiz und der Geldgier ihrer Aeltern hat sie auch ein gutes Theil geerbt. Aber wenn sie dann das neue Haus und ihren stattlich herausgeputzten Hans Paulus sah, und wenn dieser mit ihr auf dem neuen Wägelein in die nahe Stadt zur Schranne fuhr und ihr im Gasthof zum Finken ein Dutzend Bratwürste vorstellen ließ und zuletzt mit einem Glas rothen Pomeranzenlikör aufwartete: so legte sie ihren Mund in gar feine Fältlein und foppte sich dergestalt, daß man ihrs ansehen konnte, wie stolz sie auf ihren

Hans Paulus sei und Jedermann stillschweigend sagte: „einen so fürnehmen Mann hat doch keine Bäuerin auf zehn Stund im Umkreise, wie ich." —

Leider nur, daß der Hans Paulus bald anfing, allein auszufahren und die Eva Marget zu Hause sitzen ließ. Ja ich glaube, daß er blos deshalb fast gar nicht mehr zur Kirche ging, damit er nicht seine Bäuerin drei Schritte hinter sich, wie es die Sitte erfordert, haben mußte, und daß er lediglich deshalb so oft ins Wirthshaus wandelte, weil dahin die Weiber nicht mit den Männern kommen dürfen.

Sie hätte wohl auch nur seinen Glanz verdunkelt. Denn das muß der Freund sagen, daß die Eva Marget gar zu unansehnlich und wüst war. Und ich bin ordentlich in Verlegenheit, daß ich sie meinen Lesern vorstellen muß, weil sie mir leicht den Vorwurf der Verläumdung machen könnten. — Allein hier geschähe mir groß Unrecht; denn ich bleibe offenbar noch hinter der Wirklichkeit zurück und verschönere die Eva Marget eher, wenn ich sage, daß man von ihren rothen Haaren wenig merkte, weil sie an Sonntagen durch die Spitzenhaube und an Werktagen durch eine „Eglischèhaube" *) verdeckt waren; daß die Roßmucken im Gesichte von der Ferne nur wie gelbrother Schimmer aussahen, die ausgewachsene rechte Schulter nur dann bemerkbar wurde, wenn sie im Hause ohne Wamms herumging. Den Mangel der Zähne konnte

*) Ist die deutsche Uebersetzung von dem Französischen „Negligée." —

ohnedieß Niemand wahrnehmen, weil sie die Lippen beim Sprechen und Lachen so geschickt zusammenhielt, daß dabei nur ein etwas geziertes Gebärdenspiel zu tadeln war; und daß sie mit dem linken Fuß knappte, ist noch auf die Schuld der zu hohen rechten Schulter zu schreiben, also kein besonderer Fehler. Ihre aufgestülpte Nase kann ich auch nicht gerade als eine leibliche Unschönheit darstellen, obwohl ein neidiger Bursche einmal sagte zu dem Hans Paulus, wie er gerade sein Haus mit Ziegeln bedecken ließ: „Er soll doch auch gleich eine Bedachung über die Nase seiner Bäuerin machen lassen, weil sie so aufwärts stehe, daß es hineinregne.“ Der Hans Paulus sagte wohl dazu mit Lachen, daß er darüber ein Dach von Kronenthalern habe; allein seiner Eva Marget hinterbrachte er diese Aeußerung doch, und ich bin nicht gewiß, ob er dieß nicht gerade in der Absicht gethan habe, ihr merken zu lassen, welch größern Gewinn sie an ihm, als er an ihr gemacht habe und wie sie weit besser thäte, wenn sie sich fein zwischen den vier Wänden des Hauses und Stalles aufhielte, als mit ihm auszufahren begehrte. —

Anfangs wie sie so merkte, daß sie neben ihrem Hans Paulus zu unscheinbar sei und daß sie bei ihm in Abfall komme, hätte sie viel drum gegeben, wenn der heilige Blasius in Bopfingen noch seine Wunder gethan hätte. Denn als sie einstmals in der Stadt beim Methmann war und sich in einen großen Papierschmitzel noch gute braune Pfeffernüßlein einwickeln ließ, damit sie doch auch zu Hause hinterm Ofen und

beim Feuer Etwas zum Anfeuchten habe; fand sie auf dem alten Papier, was der heilige Blasius in Bopfingen für ein Wundermann gewesen. Da stand gedruckt: „Item Barbel Winterin zu Elching die hat die Lähmung lange Zeit in einem Knie gehabt, also daß auch ihr Bein verkürzet ward und sie hart knappte; da verhieß sie sich zu Sanct Blasi nacher Bopfing und macht sich zinsbar alle Jahr mit zwei Pfenningen zu lebtag, da ward ihr verkürzt Bein wieder so lang als das ander und konnte recht gehen."

„Item Konz Waizmann zu Westerhofen hat ein einig Kind gehabt, das war ein Knäblein und Joselin geheißen, das war ausgewachsen auf dem Rücken und hat ein gar schwer Athem, also daß sich sein Vater und Mutter verwegeten seines Lebens. Da verhießen sie dasselbe Kind mit ein Opfer zu St. Blasi nacher Bopfing und geben es zinsbar alle Jahr mit 3 Pfenning, da kunt es alsbald leicht schnaufen und ist auch grad worden am Rücken."

„Item Endris Josen Tochter Ursel zu Umenheim war schir mannbar und hat die Mundfäul, daß sie all ihr Zähn verlor, da . . ."

Das Weitere war weggerissen; aber die Eva Marget zweifelte keinen Augenblick, daß der heilige Blasius zu Bopfingen auch ältern Leuten wieder Zähne geben konnte. Und wer kann es ihr verargen, daß sie das gedruckte Blättlein aufbewahrte wie einen Schatz und sich fleißig unter der Hand erkundigte nach Bopfingen und ob denn daselbst der heilige Blasius noch solche Kuren mache? Aber leider erfuhr sie, daß

Bopfingen zwar noch eine berühmte Stadt in Schwabenland sei und bekannt durch mancherlei Schwabenstreiche wie z. B. daß die Rathsherrn alldort Eier in einem Fasse an ihren Herzog versendeten und weil sie nicht alle hineingehen wollten, dieselben nach hohem Raths-Beschluß eintreten ließen, woher sie den Namen Gelbfüßler bekommen. Allein von Sanct Blasi sei dort nichts mehr bekannt, als daß die Kirche daselbst seinen Namen trage; und Wunder geschehen schon gar nicht mehr, kaum mehr hie und da ein Schwabenstreich.

War's nun nicht wohl möglich, daß sie am Leibe so verschönert würde, daß ihr Hans Paulus auch gerne sich mit ihr sehen ließ vor den Leuten, so hatte sie doch noch die Aussicht, daß sie's ihm anthun lassen könnte, daß er ihr ganz anhänglich und mit aller Lieb zugethan sein mußte. Diese Zauberei verstand neben andern Künsten der Mundel von Memmingen. —

Aber obwohl dieser, so oft er wieder einen Kronenthaler holte, versicherte: es werde sich nun bald zeigen und der Hans Paulus werde bald so an sie gebannet sein, daß er gar nirgends ohne sie Ruhe habe: so zeigte sich doch immer mehr das Gegentheil. Denn der Hans Paulus fuhr den einen Tag aus zu einem Pferdhandel, den andern Tag ging er fort, um nach einem Stierlein oder nach einer Kuh zu sehen. Und kam er auch ohne Pferd und ohne Stierlein oder Kuh nach Hause, so hatte er doch einen tüchtigen Suß im Kopfe und dabei so viel Durst vom vielen Handeln und Schwätzen, daß er gleich wieder ins Wirthshaus gehen mußte. Und visitirte die Eva

Marget, während er schnarchte, die Taschen, so fand sie dieselben nicht selten leer, auch ohne daß ein Kauf geschehen war. Nun hörte sie auch auf, schön zu thun mit dem Hans Paulus, als sie merkte, daß selbst des Mundels Zauberei nichts über ihn vermochte, und fing an, ganz lästerlich zu schimpfen und ihn schändlich wild anzulassen.

„Kommst a mal, du Lump du versuffener! All' mei Sach verthut mir der Hallunk! Was hast denn g'habt und was bist denn g'wesen? A Bettelbue ohne Hemd und ohne'n Fetzen gutes Häs auf'm Leib ehe ich dich g'heurigt und zu nem Mann g'macht hab. Und jetzt will er mich au zum Bettelsack bringe, der —"

„Jetz frag ich nur, ob's dein Schandmaul halten willst, du Nachteul du abscheulige! Oder ich reiß dir dein Zunge aus'm Rachen." So schrie der Hans Paulus und gab dabei der Eva Marget einen Stoß, daß sie rücklings an ein Bettlädlein taumelte, darin ein zweijähriges Mädchen schlief, und an die Wiege anstieß, darin ein halbjähriges Knäblein lag.

Doch die Eva Marget fing nur noch wüthiger an zu schimpfen und dabei zu weinen; der Hans Paulus fluchte, so viel seine schwere Zunge zuließ, alle Donnerwetter auf sie, aufs Haus und auf sich selbst herab, daß er so einen wilden Drachen geheurathet habe; und die beiden Kinder, die durch den Lärmen aus dem Schlaf geweckt wurden und sahen, wie die Mutter herumgestoßen wurde vom Vater, schrieen ganz jämmerlich darein, also daß es auch dem angetrunkenen Hans Paulus durch die Ohren ging. Mit

den Worten: „Wird grad so 'ne Brut wie die Alt'; — schreit, daß man's über zehn Häuser hört'," — ging er zur Thüre hinaus in seine Schlafkammer.

Das war der Abendsegen beim jungen Hensisbauer in Schollenheim. Und der Morgensegen war gerade so. Denn die Eva Marget fing wieder an zu schimpfen, sobald der Hans Paulus in die Stube trat; daß ihr der Bettelbue, den sie zu 'nem Mann gemacht, ihren Hof verlumpe; und der Hans Paulus fluchte auf den „dunderschlächtigen Krüppel" und drohte mit geballter Faust, er wolle sie zu Boden schlagen. Da aber die Eva Marget vom Schimpfen in's Heulen überging und die Kinder abermals laut einstimmten, so ging der Hans Paulus unter Fluchen und Schelten zur Thüre hinaus in den Stall, auf einen Acker oder eine Wiese — und dann zu einem Glas Branntwein, das bald einem zweiten und dritten den Weg gebahnt hatte.

Indem ich von diesem schlechten Haushalten beim Hensisbauer erzähle, freue ich mich über meine Leserinnen und Leser. Denn im Geiste sehe ich, wie die Leserinnen einsehen, daß die Eva Marget ganz verkehrt sich benommen habe gegen ihren Mann und wie *sie* mit sanftmüthigem Geiste und liebevollem Zureden den Paulus sicher von seinem Auslaufen abgebracht und im Hause zurückgehalten hätten. Und die Leser sagen sicherlich: das ist Unverstand, Rohheit und Undankbarkeit, wie sich der Hans Paulus gegen sein Weib benimmt, und so würd ich's nicht machen; denn ein freundlich's Benehmen gegen das Weib, be-

sonders wenn sie nicht gar zu schön ist, macht sie auch lieblich und annehmlich. Und daß meine Leserinnen und Leser von selbst auf diese Einsicht kommen durch meine Geschichte, das freut mich. Denn Erzählen ist leicht, aber gute Lehren geben ist schwer. Darum ist's für den Erzähler eine Freude, wenn sich die Leser selbst die guten Lehren aus der Geschichte machen. Aber ich kenne eben doch viele Haushaltungen auf dem Lande, und in den Städten wird's auch nicht dran fehlen — wo es am Abend und am Morgen nicht besser hergeht, als beim Hensisbauer in Schollenheim. Wenn sich Mann und Weib im Spiegel einer solchen Geschichte beschauen wollten, das könnte nicht schädlich für sie sein.

Denn wo solche Morgen- und Abendsegen, wie beim Hensisbauer zu Schollenheim, im Hause gesprochen werden, da kann's nicht anders gehen, als da. Man wird's bald sehen.

Die Eva Marget hat längst gemerkt, daß es mit ihrem Gut abwärts gehe und hat nach ihrem Verstand zu heben gesucht. Da hat Ein Ehehalte für zwei schaffen sollen und nur für einen halben essen, und was sie gekocht hat, war so schlecht, daß man gar nicht leckisch sein durfte und doch wollte es nicht hinunter. Dabei hat sie den ganzen Tag an den Mägden gekneift und gescholten, daß keine über ein Vierteljahr aushielt und einen Kühbuben hat sie schon gar nicht mehr bekommen. Nur der Roßknecht, der Hans Michel, ist schon drei Jahre im Dienste geblieben, weil er ein gutmüthiger Ding war und

weil in sein Geschäft die Bäuerin nicht reden durfte. Und was er durch ihren Geiz entbehren mußte, das ersetzte ihm der Bauer reichlich. Denn dieser hat wohl eingesehen, was er am Hansmichel habe. Wäre freilich durch den Geiz der Eva Marget Etwas zu gewinnen gewesen, so hätte sie reich werden müssen trotz der Verschwendung und der kostspieligen Händel des Hans Paulus, ihres Bauern. Denn sie hat sogar das Waschwasser an ihren Kindern gespart und die Kleidchen und Hemdlein ihrer Kinder mußten am Leibe im Schmutz verfaulen; desgleichen wurde in einen alten Lappen so lange gekaute Brodrinde zu einem Schlutzer für das Kleine gebunden, ohne ihn auszuwaschen, bis auch kein gutes Ecklein mehr zu finden war. Wie mit dem Wasser, so geizte die Hensisbäuerin auch mit der Zeit. Auch nur alle acht Tage einmal die Bänke, Tische und Stube zu scheuern, galt bei ihr als unverantwortliche Zeitverschwendung. Und außer unter den Bänken und unter dem großen Tische wurde auch an heiligen Zeiten nicht aufgefegt. — Soweit man in der Stube mit den Füßen kommen konnte, wurde ja doch gleich wieder Schmutz hingetragen. Wozu also hier putzen?! — Und wie wußte die Hensisbäuerin arme Leute, welche vor ihr Haus nach einem Stücklein Brod oder nach einem Scherb voll Mehl kamen, zu schelten und ihnen ihre Noth aufzurechnen! „Die größte Sünde wäre es, wenn man dem Bettel- und Lumpenvolk nur so viel gäbe als schwarz unterm Nagel ist" so schrie sie auch alten, bresthaften Leuten zu.

Während die Eva Marget zu Hause so schaltete, trieb's der Hans Paulus draußen ganz anders. Er ließ sich „Gebrottes“ *) auftragen und Würste; trank Bier und Branntwein der Multum, und je mehr er trank, desto reicher wurde er und desto unerschöpflicher wurde sein Reichthum — nach seiner Rede. „Ich kann's machen!“ wiederholte er immer wieder, so oft er sich etwas Frisches vorsetzen ließ. Und sagte vollends der Wirth oder ein Schmarotzer, deren er überall vorfand namentlich unter den Leuten, welche Schmuser machen beim Vieh- oder Getreid-Handel — sagte so Einer: „Ja, Du hast's gut hinbracht! Wer a sottis Guet hat, und Geld au no gnueg, der kann überall na lange;“ — dann blies der Hans Paulus dichte Rauchwolken aus seiner silberbeschlagenen Pfeife hervor, stieß den Bierkrug oder das Branntweinglas vor den Lobredner auf den Tisch hin, daß ganze Fluthen daraus hervorsprangen und rief: „Sauf, daß was aufgoht! Der Wirth will au leben. Der Hensisbauernhof leidet's schoa und mei Oberknecht isch auf'm Zeug derhoim. Aber anzugeben muß mer wissen, dernach braucht mer niet selber zu schaffen wie a Knecht.“ Je mehr nun die Schmarotzer auch noch seine Geschicklichkeit und seine Kenntniß vom Bauerngeschäft neben seinem Reichthum lobten, desto fleißiger mußte der Wirth einschenken. „Geht Alles in mei Zech!“ so setzte der Hans Paulus immer wieder hinzu, so oft Etwas vom Wirthe auf den Tisch gestellt

*) Gebratenes Fleisch.

wurde. Und wenn zuletzt die Wirthin noch sagte: „Der Kaffee könnt zum Heimfahren nichts schaden,“ — so zog der Hans Paulus seinen Geldbeutel aus der Tasche, schüttete den Inhalt auf den Tisch hin und sagte dann mit prahlerischer Bedächtlichkeit: „Zwai Zwanzger zu a Maß Kaffee kann's nu lange!“ „So viel Maß Kaffee trinken ons in acht Tagen niet, als da no Geld isch“ fügte ein Schmarotzer bei. „So bring halt an kräftinge, dicken und aber Zucker niet zu wenig!“ befahl der Hans Paulus, indem er sein Geld wieder zusammenstreifte und in den ledernen Beutel that.

Kaffee, die Maaß zu 48 kr., wie es Landesbrauch ist in den Dorfwirthshäusern um Schollenheim, machte den Schluß des spät beendigten Gelages, wie es der Hans Paulus um so öfter wiederholte, je mehr er für nöthig hielt, groß zu thun. Und das Großthun, sagt mein Nachbar, wird da nöthig, wo das Kleinsein im Anzug ist. Aber nachhaltig ist's Großthun sicher nicht. Das hat der Hans Paulus erfahren. Es war schon ein böser Nummer, daß man ihn manchmal mit einem Hebräer auf der Straße stehen oder im Wirthshause eines dritten Ortes beisammen sitzen sah. Das mag freilich ganz zufällig sich so getroffen haben und zufällig ist gerade dem Hans Paulus auch ein profitabler Handel aufgestoßen, zu dem er nicht mit Geld versehen war. Der Ebräer hat aber zufällig hundert Gulden und ungerad darüber bei sich gehabt und so hat sich die Sach ganz schön gemacht und der Ebräer hat dem Hans Paulus das Geld auf einige Tage

vorgeschossen und hat weiter gar nichts verlangt als eine Handschrift, die er, weil ihm das Schreiben doch besser von der Hand ging als dem Hans Paulus, selbst ausfertigte. Da ist's dann schon schwarz auf weiß drin gestanden, wie viel der Hans Paulus für den Zufall: daß er Geld gebraucht und der Jud vorräthig gehabt hat, zahlen muß. Der Hensisbauer von Schollenheim ist auch ein Kornkipperer worden und dazu mußt' er viel auf den Dörfern herum fahren, um Getreid einzukaufen; er hat den Haber oder die Gersten nach Ansbach oder Nürnberg fahren müssen und wollt' er gute Geschäfte machen, so mußte er dort borgen. Das war freilich hinderlich bei seinen Einkäufen; aber: „Es trägt's schon aus, daß ma auf einige Wochen borgt und ich kann auch wieder um Etwas theuerer einkaufen." So sagte der Hans Paulus überall, wo er Gersten oder Haber faßte und erst bezahlte, wann er von der Stadt zurückkam. Ein Handelsmann, namentlich ein Getreidhändler, braucht viel Geld, zumal wenn er so viel Ausstände hat, wie der Hans Paulus von sich rühmte. Da konnt' es gar nicht auffallen, daß er mit einem Juden vor Gericht kam und eine Hypothek aufrichten ließ auf seinen Hof von einigen Tausend Gulden. Er kaufte aber auch noch Aecker zu seinem Hofgut — zum sichern Beweis, daß sein Hauswesen und sein Geschäft im guten Gange war. Aber mein Nachbar sagt: „Vom Juden kann man Güter kaufen, ohne einen Kreuzer Geld zu haben, ja man bekommt noch Geld dazu. Als zum Beispiel: Du braucheſt hundert Gulden hin-

ter Deim Weib. Da kaufst Du einen Acker, der eigentlich um 400 fl. schon zu theuer ist; aber du kaufst ihn um 450 fl. Dann gehst mit dem Juden vor Gericht und läßt Dir den Acker um 550 fl. zuschreiben, davon werden 350 fl. zu einer Hypothekschuld gemacht — das Geld muß Dir der Jud verschaffen von einem Kapitalisten — und 200 fl. bleiben in vier Jahresfristen unverzinslich drauf. Natürlich daß Du, weil der Acker nur 450 fl. kostet, 100 fl. baar in die Hände bekommst, wovon Dein Weib keine Sylbe weiß. Sie brummt höchstens und meint: „„Der Acker sei ja doch feindlich theuer““! Aber Du sagst: „„Was versteht die Gans vom Güterwerth!““ und die Sach ist aus.“ Mancher Leser freut sich vielleicht über solche Händel, weil er meint: Der Jud muß doch dabei angeführt sein. Aber ich sehe daraus, daß der liebe Leser die Juden und ihre Händel mit den Landleuten nicht kennt. So ein Hebräer weiß auf den Tupf, wie es in den Hypothekenbüchern aussieht mit einem Bauernhof. Die Juden müssen, um dahinter zu kommen, ihre eigenen Wege haben, und ganz absonderliche Mittel wissen. So viel ist sicher, daß man sie in den Kanzleien erstaunlich viel sieht, und es ist gerade als könnten sie sich in den Amtstuben ganz nach Belieben aufhalten. Bekommen sie nun so einen Mann, wie den Hensisbauern von Schollenheim, unter ihre Hände, so bekommt er eine Zeit lang Aecker zu kaufen ohne Geld, wie oben mein Nachbar explicirt hat; dann vertauscht man diese Aecker wieder gegen „bessere,“ wieder ohne Geld nur gegen eine Hy-

pothefe; weiter möchte man diesen und jenen Acker aus dem Hofgut weghaben, weil er gar so „ungättelich" gelegen ist; nun stellt man besser gelegene dafür ein, auch ohne Geld; nur gegen eine Hypotheke auf den Hof und wärs auch eine Nachhypotheke; endlich werden die „frei eigenen" Güter, wovon aber keine Furche Eigenthum ist, verkauft und weil die unverzinslichen Jahresfristen, die auf den Aeckern stehen und dem Juden gehören, noch nicht abgezahlt sind, so wirft man diese zusammen zu einem Hypothekencapital, das auch noch auf den Hof gestellt wird. So weit war es mit dem Hans Paulus schon gekommen und mit den Juden, als der Knecht, Hans Michel, erklärte: er wolle nun aus dem Dienst treten und sich selber setzen. Denn der Hans Michel war ein sparsamer Mensch und hatte sich von den Aeckern des Hensisbauern schon drei Morgen gekauft; aber immer gegen baare Zahlung. Dafür hat er auch gute und preiswürdige Aecker bekommen. Seine Hochzeiterin hatte ein Haus mit einigen Morgen Aeckern und Wiesen und war ebenfalls fleißig und sittsam. So meinte der Hans Michel könnte er mit Gottes Hilfe schon hausen und auch vorwärts kommen. Dem Hans Paulus war es gar nicht recht, daß er seinen verlässigen Oberknecht verlieren sollte. Darum sagte er jetzt auch mit einigem Spotte: „Wirst mit Gottes Hilfe a Kühbauer! Da wär doch ein Oberknecht bei mir, der auf dem Sattel nausfahren kann, was Mehres."

„Es isch jetzt schoa so, Bauer" — entgegnete

ruhig der Hans Michel — „Und will's Gott, so geht ma neben den Kühen leichter und besser, als ma reitet oder auf'm Wägele fährt".

„Unversuecht schmeckt niet; wirscht's schoa erfahren, wie weit ma mit'n Kühen kommt". Mit diesen Worten kehrte der Hans Paulus seinem Oberknecht den Rücken und gieng fort.

Ich für meinen Part bin aber froh, daß der Hans Paulus fortgeht und läßt mich mit meinen Lesern beim Hans Michel. Zu dem wollen wir jetzt auf die Hochzeit gehen. Da er keine Wirthshaushochzeit hält, so können wir schon mit Ehren dabei sein und kostet auch „der trockene Tisch" nicht 32 Batzen, sondern es geht das Mahl umsonst. Musikanten gibt's auch nicht zu bezahlen und daß wir die garstigen Lieder nicht anhören dürfen, welche gewöhnlich gesungen werden, und daß die Musikanten nicht „übern Tisch hinein machen" und zu der theuern Mahlzeit mit ihrem Gedudel den Appetit noch verderben, ist auch was werth. Dafür wollen wir uns aber auch mit einem größern Hochzeitgeschenk bei den Brautleuten einstellen, es ist besser, wir geben's diesen als dem Wirth und den Musikanten. Die haben freilich einen großen Zorn, daß der Hans Michel keine Wirthshaushochzeit hält, und schimpfen ihn, daß er so dumm ist und dem Pfaffen folgt. Und ich muß selbst sagen, gescheidt ist's gar nicht von dem Pfarrer, daß er den Brautleuten, wann sie kamen zum Aufschreiben, immer abgeredet hat von einer Wirthshaushochzeit. Er hat sich dabei selbst um sein Mahl ge-

bracht — und das sind doch immer 7 Pfund Fleisch, 4 Stück Würst, ein Laiblein Brod, ein Stück Torten und ein Stück Leberkuchen gewesen, was er in's Haus bekommen hat — und auch der Schulmeister ist auf diese Weise nicht nur ohne Mahlzeit blieben, sondern hat auch fürs Tischgebet, für's Aufschreiben der Hochzeitgeschenke und für's Abdanken nichts gehabt. Das Spaßmachen hat ihm so auch nichts eintragen und dafür hat sich der Schulmeister, der's gut verstanden hat, doch einen ordentlichen Rausch antrinken dürfen. Da ist derselbige Pfarrherrle viel gescheidter gewesen, der, wenn ein Brautpaar gemeint hat, sie wollen ihre Hochzeit im Hause halten, immer protestirt und gesagt hat: „Was hilft mich das? Da komm ich um mein Mahl; und die Musikanten und der Wirth beten auch um ihr täglich Brod und die Jugend will auch ihre Lustbarkeit beim Ansingen. Und was habt ihr für'ne Schererei im eigenen Haus! Ihr kommt drei Tag nicht in Ordnung. Haltet Euere Hochzeit im Wirthshaus, so laßt Ihr den Wirth sorgen und Ihr habt Euere Ruh von Nachts zehn Uhr an". Und der Pfeiferhannes, der mit seiner Klarinette so schöne Stückeln aufmachen konnt, hat gar oft in den Wirthshäusern übern Tisch hineinschlagen müssen, wenn die Red darauf kommen ist, daß der Pfarrer auch nimmer hinter der Musik drein geht bei den Hochzeiten und das seidene Tuch mit dem Rosmarinstrauß und der Zitrone neben dem Hochzeiter nimmer herträgt.

„Ein Narr ischt er, unser Pfarr, da fehlt nichts!" schrie der Pfeiferhans immer — „die Musik will

er niet haben, und an den Dummheiten mit'n Horbeteln, und mit dem Hochzeitknecht und seinem Sabel hat er sein Fräd. Die Narrheiten will er au bei den Haushochzeiten haben. Ein Narr ischt er, da fehlt nichts und ich behaupt's". —

Wenn aber der Pfeiferhannes Etwas behauptet hat, dann ists richtig gewesen; denn er ist in der Welt gewesen, — bis in der Schweiz und hat französch fluchen können mit „Futter!" und „Bucker!", daß Jedermann Respect vor ihm hatte. Und wenn ers hören würde, wagte ich auch kaum, dem Pfarrer Recht zu geben. Denn die „Horbetln" sind der Jungfernschmuck auf den aufgenestelten Köpfen der Bräute und Brautjungfern und daß der Pfarrer daran Freud gehabt und daß ers nicht geduldet hat, wenn eine Braut das Horbetl aufsetzen wollte, die wohl schon Wochen lang vor der Hochzeit eingezogen ist, oder sonst zu gegründetem Verdachte Veranlassung gab, — das muß ich loben.

Der Hochzeitknecht durfte aber auch nur vorkommen, wo eine jungfernmäßige Braut zum Altar kam. Und wenn so ein Hochzeitknecht den großen Sabel mit Bändern geschmückt blank und scharf neben der Braut zu ihrem Schutze einherträgt, und wenn er dann mit diesem Sabel die Braut vor den Altar hinführt und er verneigt sich mit ihr zuerst vor dem Pfarrer, und beide, Hochzeitknecht und Braut — machen darauf vor einander noch ihren Reverenz und es läßt sich auch der stämmige Bauernbursche mit seinem blanken Schwerte so von dem zierlichen „Buckele" der

Braut verleiten, daß er statt einem männlichen Kratzfuß nach hinten nebst Verneigung auch ein weibliches „Buckele“ macht: so hat das Alles namentlich bei den ernsten Gesichtern, mit denen es abgehandelt wird, wohl an sich schon etwas so Possierliches, daß es Freude erregen kann. Allein „ein Volksgebrauch, der in Achtung und Beehrung der Sittsamkeit und Tugend seinen Grund und Bestand hat, sollte nirgends aufgegeben, sondern lieber frisch ins Leben gerufen werden“ — so sagt der Pfarrer und ich muß ihm hierin Recht geben, nur thue ich es nicht vor dem Pfeiferhannes, der zugleich ein Maurer ist und es als eine „wüthinge Dummheit“ erklärte, weil der Pfarrer einmal sagte, als er einen Hochzeitzug mit Hochzeitknecht und Zugehör aber ohne Musik ins Haus zurück begleitet hatte: „Schade — da gibt's eine Weißdecke und keine getäfelte; da kann ja der Hochzeitknecht sein Schwert nicht über dem Tische der Braut in die Decke stoßen. S' ist gut, wenn Hochzeitleute durch so ein hängendes Schwert erinnert werden an das Schwert der Trübsal „das über ihren Häupten schwebt.“ „Wenn a Mensch so wenig verstoht, daß er a Täfeldeck für besser hält als a Weißdeck, dernachet isch er scho um hundert Jahr zurück. Da fehlt nichts“. So sagte der Pfeiferhannes immer, wenn doch hie und da Einer dem Pfarrer ein Lob angedeihen lassen wollte.

Aber trotz Wirth und trotz Pfeiferhannes hat's bei der Hochzeit des Hans Michel mit seiner Rosina eine Hochzeitmagd und eine Braut mit Horbetln, einen Hochzeitknecht mit großem Schwerte — und

eine getäfelte Decke im Hause gegeben, in welcher der Sabel eingestoßen werden konnte über dem Haupte der Brautleute. Auch ohne Musik ist's recht vergnügt zugegangen und man hat neben einigen geistlichen Liedern auch manch weltliches gesungen, nur kein Schelmenlied. Und ich muß sagen: wie der Hansmichel und seine Rosina gehaust haben, das hat mich gefreut.

Zu jung sind sie beide nicht mehr gewesen; dafür haben sie gewachsenen Verstand gehabt. Fleiß waren sie von Jugend auf gewohnt und Sparsamkeit hat ihnen, da ein Söldengütlein von 9—10 Morgen Aeckern und Wiesen ihre einzige Nahrungsquelle war, Noth gethan. Aber sie haben gewußt, wer diese Nahrungsquelle bewahren kann vor Vertrocknen und erfüllen mit frischen Wassern. Und an dem haben sie fest gehalten wie Kletten. Sie sind mit Gebet an die Arbeit gegangen, mit Gebet haben sie sich zu Tische gesetzt und mit Gebet zur Ruhe begeben. Ihre Nachbarschaft hat selbst bekennen müssen: „Von den Baiden hört ma's ganz Johr koin unschöne Ried!"

Und ich glaub auch, daß ich sie wirklich fromme Leute nennen darf. Sie sind aber bei Weitem nicht so gewesen, wie diejenigen, welche sich selbst für Fromme halten und als solche stellen, wohl auch von manchem Pfarrer dafür angesehen werden. Diese sind ganz darauf aus, daß der Pfarrer fleißig zu ihnen kommt und sie gehen dann auch wieder zum Pfarrer. Das Gespräch dreht sich immer über das

gleiche Kapitel: „Ja, die Welt ist jetzt bös! Es gibt gar keinen Glauben mehr.“ Das wird dann noch in's Einzelne ausgesponnen indem erzählt wird, was dieser oder jene gethan, was gesagt hat; wie man dort und da losgezogen ist gegen die scharfe Predigt, welche der Herr Pfarrer neulich gehalten hat, und wie man selbst von den Leuten über die Achsel angesehen und verspottet wird, weil man den breiten Weg verlassen habe. —

Der Mensch möchte gar zu gerne Frucht von seiner Aussaat sehen und das ist auch wohl bei einem Pfarrer so. Aber durch's beständige Schauen in die Nähe und abwärts, bekommt man ein kurzes Gesicht. Und so gehts den Pfarrern, die nur immer auf ihr eigen Werk und nach der Frucht ihrer besonders guten Pflüg- und Saatweise sehen. — Sie können dann den Schmeichler des Pfarrers nicht mehr von dem aufrichtigen Freunde Christi unterscheiden und werden lange nicht gewahr, daß solche Seufzer über die gottlose Welt und solche Lobredner der scharfen Predigten nur damit sich selbst Lob und Ruhm bereiten wollen.

So ist das ganze christliche Gebahren der Frommen dieser Art nichts Anders, als ein gegenseitiges Streicheln und Kitzeln; und dabei kann man mit halbgeschlossenen Augen wunderbare Gesichte haben. Hälts aber der Pfarrer einmal nach Wahrnehmung eines verdeckten braunen oder schwarzen Fleckleins für nöthig, daran zu kratzen, — dann darf er fürs Gebissenwerden nicht sorgen. Denn das können gerade die am schärfsten, wече ihre Zähne so künstlich verbargen.

Kurz solche Fromme, die zum Pfarrer gerne laufen, um von ihm um so mehr gelobt zu werden je tiefer sie aufseufzen über die gottlose Welt, und zu denen der Pfarrer gerne läuft, um von ihnen Weihrauch auf den Altar seiner Selbstverehrung sich streuen zu lassen, waren der Hansmichel und die Rosina nicht.

Es war ihnen eine Ehre, wenn der Pfarrer bei ihnen einkehrte, aber es war ihnen auch die einzige Freude alsdann, sich vom Pfarrer irgend eine Stelle der h. Schrift auslegen oder vom Reiche Gottes Etwas erzählen zu lassen. Sie hatten immer Etwas auf dem Herzen, was ihre eigene Heiligung und Glaubensstärkung betraf, von andern Leuten und ihren Sünden redeten sie nicht. Sie waren bessere Christen, als andere, ohne daß sie es wußten; und wußten das nicht, eben weil sie immer mit sich selbst unzufrieden und auf ihr stätiges Wachsthum im Glauben und in der Erkenntniß bedacht waren.

Als ihnen Gott eins, zwei, drei Kindlein in die Ehe geschenkt hatte, war schon die Arbeit der Rosine über ihre Kräfte gewachsen, aber der Hansmichel meinte: „Es langt wohl auch das Brod noch zu einem Mägdlein und Du kannst dann eher um die Kinder sein.“ Und die Rosine war nicht nur viel um die Kinder, sondern auch fleißig auf dem Felde und in dem Stalle, wenn gleich die Kinder ihre Hauptbeschäftigung waren. Darüber wurde sie aber auch von manchen Hausmüttern arg durchgehechelt, die, nach der Gewohnheit des Landes, den Schweinen, Gänsen und Kühen alle Pflege angedeihen ließen, aber auf

die Kinder zu sehen keine Zeit hatten. Das war vollends in den Augen der übrigen Weiber arg, und ein Zeichen der schlechtesten Häuslichkeit, daß sie ihre Kinder selbst stillte und ihnen alle Tage ein frisches Müslein kochte. Denn wo hat eine Bauersfrau vor Feld- und Stallgeschäften dazu Zeit? Und wie viel besser kann man seinem Hauswesen nachgehen, wenn man den Kindern einen dünnen Kaffee zu trinken giebt und gleich auf zwei oder drei Tage das Müslein kocht, das man im Sommer in den Keller stellt, und so oft man es braucht von den 10 bis 12jährigen Kindermädchen heraufnehmen, wärmen und dem Kinde geben läßt! Können dann die armen Würmlein den Papp und Kleister nicht verdauen, bekommen Gichter und sterben, wie es denn unter zehn neugebornen Kinderlein sicher sechsen ergeht, „so hat unser Herr Gott recht gut getheilt;“ — sagt so eine geschäftige Hauswirthin. Und es ist bei weitem nicht so viel Klagens und Weinens um die Kinder, wie um ein Stücklein Vieh oder gar um einen jungen Gaul.

Weil es nun die Rosine anders hielt mit ihren Kindern als die übrigen Dorfsweiber, so mußte sie eine ganz schlechte Haushälterin sein, trotzdem, daß es in ihrem Stall fast reinlicher aussah, als in mancher Stube der übrigen Bäuerinnen und Söldnerinnen und trotzdem, daß der Hansmichel das schönste Vieh im Stalle hatte und hin und wieder einen Acker kaufen konnte, selbst als das Kinderhäuflein schon auf sechs herangewachsen war.

Es war den meisten Dorfbewohnern ganz unbegreiflich, wie ein solches Haushalten nicht nur bestehen, sondern sogar vorwärtsschreiten konnte, zumal da der Hansmichel oder die Rosine auch keine Wochenkirche versäumten, und ihr Halbes Bier tranken und auch gegen die Armen nicht knauserig waren und bei keiner Sammlung für das Reich Gottes oder für entferntere Nothleidende zurückstanden. Daß es bei diesen Leuten nicht mit menschlichen Dingen zugehen könne, und daß die Rosine eine Hexe sein müsse, darüber waren bald die meisten Weiber einig. Es war nur gut, daß die Rosine nicht in den Fall kam, bei einer Nachbarin Etwas entlehnen zu müßen; denn das wäre ein sicherer Beweis gewesen, daß sie damit ein Teufelsstück ausüben wolle.

Die Männer des Dorfes aber wollten gewiß wissen, daß der Hansmichel einmal im Hause des Hensisbauers ein Regenbogenschüsselein gefunden habe, das die alten Hensisbauernleute, wie es ihre Gewohnheit war, so verborgen hatten, daß es den jungen nicht in die Hände fiel. Wo so ein Regenbogenschüsselein in einem Hause ist, da mehrt sich der Reichthum und wenn die Haushaltung noch so verkehrt geführt wird. Gesehen habe ich auch schon ein Regenbogenschüsselein, aber ich kann meinen Lesern nichts weiter darüber sagen, als daß ich es für eine alte Goldmünze hielt, die ein wenig muldenförmig geprägt war und nicht ganz die Größe eines Sechsers hatte.

Des Hansmichels Regenbogenschüsselein war ganz anderer Art und Natur, wie meine Leser bereits ge-

merkt haben werden. Eine nähere Beschreibung davon können sie aber finden Ps. 34, 10. 11.*) Im Besitze dieses Regenbogenschüsseleins kommt man freilich auch oft zu Anfechtung, Kreuz und Leid. Und daran fehlte es auch im Hause des Hansmichels nicht. Aber man hatte da allwege das rechte „Büschel"**) anhängen, wodurch das Kreuz sich in einen Stern verwandelt. Und das war erst kein so geheimes „Büschel", wie es der Mundel den mit der Gicht Behafteten anhängt oder den kranken Kühen; sondern eines, dessen Inhalt Jedermann sehen durfte und kennen sollte. Hat's auch kein Hexenbanner erfunden und angerathen, sondern der Apostel Paulus. Darum sage ich's hier auch, wo das Recept steht, nämlich: Röm. 12, 12.

So ein Kreuz, das lediglich durch das „Büschel" nach dem bezeichneten Recepte nicht nur getragen, sondern auch in den Stern verwandelt wird, welcher zu der Krone gehört, davon Jac. 1, 12. geschrieben stehet, kam auch auf den Hansmichel und seine Rosine, als diese des siebenten Kindleins genas, wobei es lange den Anschein hatte, als sollte das eine Genesung zum ewigen Leben für die Rosine werden. Und doch meinte der Hansmichel: „Das weiß unser Herr Gott so gut wie ich, daß ich zu meinen Kindern auch die Mutter brauche."

*) Fürchtet den Herrn, ihr seine Heiligen; denn die ihn fürchten, haben keinen Mangel. Die Reichen müssen darben und hungern; aber die den Herrn suchen, haben keinen Mangel an irgend einem Gut.

**) Hohelied 1, 13.

Als es aber den Anschein gewinnen wollte, als wisse das unser Herr Gott nicht so gut, wie der Hansmichel und als wollte er diesem zeigen, daß Er sieben Kinder auch ohne Mutter verpflegen und ernähren könne, da wurde dem Hansmichel so heiß ums Herz, daß ihm nur das dritte Mittel in seinem Büschel noch Kühlung gab und anwendbar schien. Aber der Herr lehrte ihm bald, daß auch das zweite noch beim dritten sein müsse, und wie er das einmal gemerkt hatte, ließ ihm Gott in Kurzen auch wieder das erste in seiner vollen Kraft sich erweisen. Und die Rosine wurde auch wieder gesund, und als dann später das siebente Kindlein starb, weinten Aeltern und Geschwister so am Grabe des Kleinen, daß die Leute es für eine pure Narrheit hielten. Denn wie sollten denn vernünftige Leute um ein kleines Kindlein weinen, wenn noch sechse um dessen Grab herstehen! „Man sollte meinen, es wäre ihnen ein Unglück passirt!" sagte ein reicher Bauer. Als ein „Unglück" wird aber nur Verlust an irdischem Gute bezeichnet, meist der Verlust eines Stück Viehes.

Aber gerade um diese Zeit, als sich die Rosine wieder erholt hatte und das siebente Kindlein des Hansmichel beerdigt wurde, ist dem Hans Paulus, dem Hensisbauern, ein böser Streich passirt, der ein Beweis war, daß es mit seinem Hab und Gut ganz auf die Neige gekommen sei.

Er kam nämlich in die Hofmetzgerei.

Bitte die lieben Leser, daß sie nicht erschrecken oder gar sich was Absonderlichs dabei denken. Die

Hofmetzgerei ist nämlich ein recht gangbares und einträgliches Geschäft. Das ist aber nicht zu verstehen als wie: „Hofbräuhaus“, „Hofapotheke“ u. d. gl. Es ist auch unter dem Worte „Hof“ nicht ein königliches oder fürstliches Haus zu verstehen, sondern ganz einfach das, was man auf dem Lande darunter ver- versteht: — ein größeres Bauerngut. Hofmetzgerei ist also das Geschäft, wodurch das ganze große Gut eines heruntergekommenen Bauern in einzelnen, kleinen Stücklein zu 1/2, 1 oder 2 Morgen verkauft wird.

Solche Hofmetzgerei treiben gewöhnlich die Juden; — die christlichen Juden geben nur den Namen dazu her, wenn nicht jetzt die jüdischen Juden so weit emanzipirt sind, daß sie auch auf ihren Namen das Geschäft treiben dürfen. Das müßt' mein Ortsvorsteher wohl wissen; aber ich trau' mir ihn nicht zu fragen, weil er gewöhnlich bei so einer Metzelsuppe auch nach etlichen Brocken fischt. Er könnt wissen wollen, wozu ich das zu wissen brauche, und ich müßt' ihm dann sagen, daß ich gerade ein Bischen erzählen will, wie's bei einer Hofmetzgerei zugeht. Da könnt' ich nur in Brüch 'neinkommen! — Ich brauch aber auch gar nicht zu wissen, wie es jetzt mit der Judenemancipation in Bezug auf den Güterhandel steht; in der Hauptsach geht's bei einer Hofmetzgerei heute noch gerade so, wie zu selbiger Zeit, als der schöne, große Hof des Hans Paulus Blendner von Schollenheim gemetzget wurde. — Eine vollständige, gerichtliche Gant war bei ihm noch nicht ausgebrochen.

Eine solche wäre den Juden, die den Hans Paulus ganz in ihren Händen hatten, gar nicht einmal recht gewesen. — Vielmehr kauften sie ihm den ganzen Hof ab. Und weil sie eben auch einen kleinen Söldner so weit hatten, daß er froh sein mußte, wenn sie ihm ein Leerhäuslein noch als sein Eigenthum zuschreiben ließen — natürlich mit der treffenden Summe von Hypothekschulden und Nachfristen — so gaben sie dem Hans Paulus dieß Söldenhaus nebst einigen Morgen Aeckern. Aber nicht einmal dieß kleine Gütlein blieb ihm schuldenfrei. Als dieser Handel abgeschlossen war, liefen die Juden in Schollenheim Haus für Haus und suchten Diesem einen Acker, Jenem eine Wiese anzuschwätzen. Und wann in einem Hause der Vater nichts kaufte, so war mit einem ledigen Sohn oder mit einem Knechte ein Handel zu machen. — Gekauft wurde meist so, wie schon oben beschrieben, ohne Geld; und meistens wurde dem Weibe oder der Tochter auch noch ein Kronenthaler von den Juden auf die Hand gegeben. — Für das Haus nebst Stall und Stadel hatten sie noch einen ledigen Bauernsohn als Käufer, dem sie auch gleich einige Morgen Aecker nebst den zugehörigen Wiesen vom Hensisbauernhof überließen und der also künftig der Hensisbauer von Schollenheim zu heißen die Ehre haben sollte, wenn er gleich nicht den achten Theil vom ganzen Hofgut behielt. Waren nun so ziemlich alle Grundstücke bis auf den letzten Morgen an Mann gebracht, so mußte Leihkauf getrunken werden. „Die Juden müssen's zahlen!" hieß es, und so stellten sich

alle Käufer ein zum Trunke und zum Käse. Die Weiber ließen nach Hause holen — Bier und Brod und Käs. „Die Juden zahlens wohl!" hieß es. Und wer auch keinen Kauf gemacht hatte, ging doch ins Wirthshaus und trank und aß; „auf Rechnung der Juden!„ Eine schöne Zeche bekamen die Juden wohl zu zahlen. Aber zu bedauern ist nur die Einfältigkeit der Leutlein, daß sie nicht merkten, wie diese Zeche sammt dem Kronthaler Handgeld fürs Weib doch in ihren Schuldbriefen für die gekauften Aecker oder Wiesen stand!

Jetzt erst darf der Hans Paulus zu Gericht und angeben, daß er seinen Hof verkaufen möchte, daß er das aber nicht selbstständig thun könne und deshalb das Landgericht um öffentlichen Verstrich ersuche. Merke: Die Juden durften nur bei einem öffentlichen, unter amtlicher Leitung vollzogenen Verkauf Güter einkaufen.

Richtig! Bald darauf war in den öffentlichen Blättern zu lesen: Auf Antrag des Hans Paulus Blendner, Hensisbauern zu Schollenheim, wird unter gerichtlicher Leitung dessen besitzender Hof sammt Wohnhaus, bestehend in 2c. Tagw. Aeckern und Wiesen, den 24. Novbr. im Wirthshause zum Fuchs daselbst an den Meistbietenden verkauft. — Scheinstadt den u. s. w.

Jetzt denkt wohl mancher Leser: „Na, der Herr Landrichter wenn es aber erfährt, daß der Hof schon längst von den Juden erkauft, gemetzget und wieder verkauft ist, und daß man ihn mit seiner „gerichtlichen Leitung" nur bei der Nasen herumführt — der wird aber dreinfahren! — Aber der Leser denkt da falsch.

Am 24. November kommt die Herrschaft in's Wirthshaus zum Fuchs. Die Juden sitzen schon da und machen ihre „g'horschame Diener" vor'n Gnaden Herr Landrichter. Einige Dorfsmänner sind auch anwesend und der Ortsvorsteher ist von Amtswegen dabei. Nun sagt der Hans Paulus, daß man die Güter allein, aber gleich den ganzen Hof zusammen aufstreichen soll, und dann die „Bäulikeiten". So geschiehts. Aber es steigert nur ein oder zweimal Einer und der Andere von den anwesenden Dorfsbewohnern, der Ortsvorsteher bietet auch einmal drauf; allein hinter die Juden kann keiner nach. Eisig Schelma von Nathenheim hat das letzte „Gibot" — ihm bleibt der Hof.

Mein Nachbar hat öfters zu mir gesagt: „Wenn ich' g'nug Geld hätt', ich spielet' den Juden doch n' Straich. Ich ging hin und steigert recht nauf. — Möcht' nur wissen, was die Juden thäten, wenn man mehr bietet', als sie schon vor der Hand für's Guet gegeben haben. Und s' Landgericht müßt's doch auch mir zuschreiben." —

Aber während da protokollirt wird, daß alle Güter des Hensisbauern dem Eisig Schelma von Nathenheim als Meistbietenden gehören und der Hans Paulus gleich seinen Zuschlag abgibt, kommt unten Hans Michel zur Thüre herein.

„A seltsami Einkehr!" sagt der Wirth; und die andern Dorfmänner meinen, indem sie ihm den Krug hinhalten und Verehrung thun, worauf der Hans Michel winkt und sagt: „Es gilt schoa!" — die andern Dorfmänner meinen: „Der will halt au lo-

sen, was jetzt das Guet werth isch, das er sunscht so fürnehm b'stellt hat".

Aber wie nun die Bäulichkeiten aufgeboten werden und der Hans Michel fängt an drauf zu schlagen, da steckens die Köpf zusammen und sperren d' Mäuler angelweit auf. Und wie er nicht nachläßt und zeigt, daß es ihm Ernst ist mit dem Kauf, schreit der Eisig Schelma von Rathenheim: „r' Gnaden, Herr Landrichter! Gott soll hüten! Aß ich doch hab a Kapitälche hinten. Werd mer user ach bleib'n der Einkauf.!"

„Wenn der Eisig Schelma so viel gibt, als der Meistbietende, dann schon!" — erwiederte der Landrichter, um die Gerechtigkeit nicht zu verletzen.

Aber der Hans Michel hat so viel gegeben, daß der Eisig nicht mehr nach wollte. Zudem fiel ihm inzwischen ein, daß der Hans Michel sein bisheriges Haus verkaufen müsse und da hoffte er ein neues Händelchen machen zu können. „Na, soll er's haben! Bei mein'm G'sund, von mir hätt ers wolfler kriegt!"

Der Hans Paulus schämte sich zum ersten Male ein wenig in die Augen, als er seinem ehemaligen Knechte seine Wohnung nebst Stall und Scheune zuschlagen mußte.

Dem Hans Michel aber ist schon längst sein Stadel und Stall zu klein und des Hensisbauern „Inwend" ist schön gelegen und geräum gewesen.

Der Eisig Schelma machte sich drauf ganz freundlich an den Hans Michel mit der Frage: ob er ihm

ebes a Kapitälche verschaffen sollt — oder sein Häus- lich abkafen?

„Das hat schon sein Herrn“ — antwortete der Hans Michel. — „Und was ich noch an Geld brau- chen sollt, bekomm' ich schon von ehrlichen Christen- leuten.“

Der Bauernsohn, der den Hensisbauerntitel mit seinem Haus auf sich bringen wollte, hat den Eisig Schelma stark geschimpft. Aber geholfen hat's ihm nichts mehr.

Der Hans Paulus Blendner ließ sein Haus dem Hans Michel und seine Güter dem Eisig Schelma zu- schreiben. Und bald darauf sind die einzelnen Aecker ihren Käufern zugeschrieben worden, wobei der Eisig jedem einzelnen wieder Bier und Käs und Brod am Gerichtssitz und alle Zuschreibgebühren nebst Hypothek- taxen zahlen mußte! „Der Jud zahlt wohl!“ sagte ein Jeder.

So war der schöne Hensisbauernhof gemetzget.

Der Hans Paulus aber ist in sein kleines Häus- lein gezogen und weil ihn die Eva Marget beständig geschimpft hat, ist er ein Schmuser worden und ist oft Wochen lang nicht mehr heim gekommen. Seine zwei Kinder sind schon längst gut aufgehoben — im Kirchhofe; und als die Juden auch das Söl- denhäuslein ihm abnahmen, starb die Eva Marget aus lauter Gram und Noth. Der Hans Paulus Blend- ner ist jetzt im Gemeindehaus und wird in der Ge- meinde herum geätzt. Wenn ihm aber Jemand einige Viertele Branntwein zahlt und er wird warm im

Kopf, dann erzählt er noch mit Lust — von seinem frühern Reichthum, von seinem Aufwand und von seinen — bösen Streichen.

Ein abschreckendes Beispiel der Herzenshärtigkeit! Der Hans Michel ließ, wie er sein neues Wohnhaus bezog, gleich die saubern Sprüchlein des Hans Paulus herunter machen. Als er dann im nächsten Frühling Wohnung, Stall und Stadel ausbesserte, sagte er zu seiner Rosina:

„Weib, Du wirscht mer's niet falsch auslegen — aber unsers Herrn Gnad dürfen wir schon laut und vor allen Leuten preisen. Drum laß ich an's Haus nauf schreiben:

Ach bleib mit deiner Gnade
Bei uns, Herr Jesu Christ!"

Ich hoffe, daß ich den Hans Michel und seine Rosine noch einmal sehe, wenn nicht in dieser Welt, so in dem Himmel. Seinem Kaper aber, der jetzt den Hof hat, hab ichs recht eingebunden, daß er dieß Sprüchlein nicht aus dem Herzen und nicht vom Hause wegthun lasse. Er wird mir ja wohl folgen; und dürfen's Andre auch.



Sechs Hansen

in einer Geschichte.

Auf seinem festen Schlosse zu Wallerstein saß Graf Hans und blickte mit innerem Grimm auf die ganz in der Nähe vor seinen Augen sich ausbreitende Stadt Nördlingen. Daß diese Stadt mit ihren Insassen immer mächtiger und reicher wurde und daß sie, obgleich mitten in seiner Grafschaft gelegen, doch seinem Arme und seiner Herrschaft sich nicht beugen wollte, das war dem streitsüchtigen und kampflustigen Grafen, dem tapfern und muthigen Kriegsobersten, eine kaum erträgliche Sache. „Und sollte auch die Stadt mit Mann und Maus, mit Kind und Kegel darauf gehen, so wäre mir das lieber, als daß ich ihren Uebermuth immer vor Augen haben muß!" So sagte Graf Hans von Wallerstein öfters, wenn er die Rathsherrn und Bürger der Stadt nebst Weibern und Töchtern ihren Wohlstand und Reichthum zur Schau tragen sah und ihre Geringschätzung des Adels, der Grafen und Fürsten wahrnehmen mußte. Zwar stammte der Groll der Grafen von Oettingen-Wallerstein gegen die Stadt Nördlingen schon aus alter Zeit; und öfters war er in offene Fehde ausgebrochen. Allein Graf Hans von Wallerstein glaubte noch weit mehr gerechte Ursache

zur Feindschaft gegen diese Nachbarstadt zu haben, als seine Vorfahren, und sein kriegerisches Gewissen hielt es fast für beschworene Pflicht, entweder dieselbe unter seine Botmäßigkeit zu bringen, oder ihre Mauern dem Grund und Boden gleich zu machen. Denn sein Großvater, Graf Ludwig XI., hatte Elsaß an Kaiser Karl IV. abgegeben und dafür die Reichsstädte Nördlingen, Donauwörth, Dinkelsbühl, Bopfingen und Aalen erhalten. Die Städte aber ließen sich diesen Handel nicht gefallen und wollten sich ihre Reichsfreiheit nicht nehmen lassen. Die übrigen Reichsstädte des deutschen Landes nahmen sich ihrer an und der in jener Zeit, um 1380, bereits zu Stande gekommene Städtebund erhob auch nöthigenfalls tapfer die Waffen gegen die Ritter, Grafen und Fürsten, welche sie in ihren Rechten und Freiheiten verkürzen wollten. So hatten die Grafen von Oettingen-Wallerstein schon längst nur selten unterbrochene Fehde mit der Stadt Nördlingen. Eine erneute Veranlassung hiezu gab die von einigen Bürgern Nördlingens im Jahre 1384 bewirkte Ermordung der Juden, welche in der Stadt wohnten. Denn die Grafen von Oettingen-Wallerstein und andere in der Umgegend seßhafte Adelige behaupteten, die Nördlinger haben alle Edelsteine und Kostbarkeiten, welche der hohe Adel bei den Juden in Versatz hatte, geraubt; machten deshalb große Rechnung an Bürgermeister und Rath und forderten Bezahlung mit den Waffen in der Hand. Nördlingen wurde eben dieser Ermordung der Juden wegen auch aus dem Städtebund

ausgeschlossen und konnte nun um so mehr von den Grafen bedrängt werden. Zwar mit dem Städtebund fand die Aussöhnung schon im Jahr 1385 statt, worauf auch gleich die Wiederaufnahme Nördlingens erfolgte. „Also, daß wir die sach und getat nimmermer äffern noch rechnen sullen noch wullen mit dehainen sachen in kainem weg und auch si dez füro nicht mer entgelten laßen und haben si und ir stat daruf wider zu uns genomen in unsern Bund nach unsers bundbriefs lut und sag doch mit namen der usgesetzt, die vormals von der sach wegen von uns gemainen stetten verruft sind.“ Allein Kaiser Wenceslaus legte der Stadt eine große Strafe auf, welche sie in jährlichen 50 fl. an die Grafen von Oettingen-Wallerstein zahlen mußte und wogegen er ihr Schutz gegen Jedermann zusicherte. Aber auch der kaiserliche Schutzbrief half in jenen Zeiten nicht viel, wo Jeder that, wozu er Macht und Gelegenheit hatte. Die Befehdungen der Stadt von Seiten der Grafen dauerten doch fort und eben deshalb mußte Nördlingen viele Söldner und Edelleute in Dienst nehmen. Dadurch konnte wohl mancher Gewaltstreich abgewendet werden, aber die Feindschaft wuchs immer mehr. Die Hilfe des Städtebundes wurde für Nördlingen immer dringender nöthig, zumal als Graf Hans von Wallerstein mit dem Jahre 1423 Feldobrister der Fürsten und Grafen gegen den Städtebund geworden war. Nun glaubte er seine Privatansprüche an die Stadt auch mit seiner Macht und Pflicht als Feldobrister des Herrenbundes geltend machen zu dürfen und hät-

ten ihn nicht anderweitige Kämpfe und Kriege gar zu häufig beschäftigt, so hätten die Nördlinger keinen Tag lang Ruhe gehabt vor seinem Schwerte. Denn war er je einmal längere Zeit hindurch zu Hause, so fielen seine Blicke vom hohen Felsenschlosse Wallerstein herab auf die Stadt und seine Begierde darnach wurde mächtig angeregt. Mußte er ein Fest der Bürger und der in der Stadt wohnenden Edeln ansehen, wie sie auf der Kaiserwiese öfters mit großem Glanze gehalten wurden, so erwachte sein Neid auf den Reichthum der Städter. Da stolzierten die Männer einher in schwarzen, eng am Leibe liegenden Beinkleidern, worüber ein mantelartiges, mit kostbarem Pelze verbrämtes Oberkleid bis an die Waden herab wallte; und die Frauen und Töchter trugen Perlen und Edelsteine im Haarschmuck, in Ringen und Gürteln zur Schau, deren Glanz weithin strahlte. Die seidenen Röcke, welche den Leib umhüllten bis an den Hals, die blendendweißen Halskrausen aus kostbaren Spitzen, dazu das schwarze, faltige Oberkleid ohne Aermel und die goldene Haube oder das kleine Biret von Sammet ließen eher adelige und fürstliche Damen vermuthen, als Frauen und Töchter ehrsamer Bürger, die von Gewerbe und Handel lebten. Ließ sich aber der Graf vom Zorn und Neid hinreißen zu einem Angriff auf die Stadt und ihr Gebiet, so durfte er sicher darauf rechnen, daß es ihm die Städter nicht ungestraft hingehen ließen. Denn sie waren im Waffenwerke geübt und hatten auch tapfere Ritter und muthige Söldner im Dienste. Ja,

wäre seine Burg Wallerstein nicht so unzugänglich auf hohem Felskegel mitten in einer Ebene gelegen und hätten sie nicht tiefe Gräben und dreifache Mauern geschützt, so hätten die Bürger wohl auch Gelüsten in sich getragen, in die Gemächer des Schlosses zu schauen und dann seine Thürme und Mauern herabzustürzen. Aber um dieß zu vermögen, mußten noch mehr als zwei Jahrhunderte vorübergehen und mußten noch andere Mord- und Zerstörungswerkzeuge erfunden werden, als man sie in jener Zeit kannte, wo man auch noch hinter schwachen Mauern und Thoren Schutz genug fand gegen die üblichen Waffen der Feinde. Deshalb konnte auch Graf Hans von Wallerstein mit Gewalt nichts ausrichten gegen die Stadt Nördlingen. Es hinderten ihn daran aber nicht blos die Mauern und verriegelten Thore der Stadt, sondern auch strenge kaiserliche Verbote gegen Landfriedensbruch, welche Albert II. aufs Neue eingeschärft hatte. Am 27. October des Jahres 1439 starb dieser Kaiser nach kurzer Regierung und Hans von Wallerstein hatte gerade keine andern Fehden auszukämpfen, als die gegen das Wild seiner Wälder; daher faßte er sogleich den Entschluß, einen ernstlichen Angriff auf die Stadt Nördlingen zu machen und blutige Rache an ihren Bürgern zu nehmen, sobald die Nachricht von des Kaisers Tode zu ihm gelangt war. Denn bis zur Wahl eines neuen Kaisers konnte mancher Streich geführt werden, der vom Kaiser doch hätte bestraft werden müssen. Ein neuer Kaiser aber mußte gütig und freundlich sein und durfte nament-

lich nicht leicht ahnden, was vor seinem Regierungs-antritt von Grafen und Fürsten Uebels geschehen war.

Darauf rechnete Hans von Wallerstein auch, als er den Entschluß faßte, einen Gewaltstreich gegen Nördlingen auszuführen. Aber seinen Plan mußte er auf List und Verrath gründen, da man gegen einen offenen Angriff jederzeit gut gerüstet war in der Stadt. —

Längst schon hatte der Graf einen Vertrauten unter denen, die im Rathe der Bürgerschaft saßen. Das war der Stadtschreiber. Von ihm sagt der Gewährsmann, dem ich nacherzähle: „Wie solcher geheißen, ist unbekannt; denn der Gottlosen Gedächtniß muß ausgerottet werden. Ps. 109.“ Dabei nennt er ihn „einen leichtfertigen Geschenkfresser, der vom Grafen jederzeit Geld nahm und ihm dagegen verrieth, was im Rath geredet und geschlossen worden.“

Diesen Stadtschreiber ließ Graf Hans von Wallerstein schon in den ersten Tagen des Monats November nach Kleinerdlingen kommen, um sich mit ihm zu besprechen über die Ausführung seines Planes gegen die Stadt.

Kleinerdlingen gehörte dem Grafen und er hatte da ein offenes Haus. Dahin gingen die Bürger von Nördlingen öfter, wann gerade keine Fehde zwischen ihnen und dem Grafen angesagt war und es konnte deshalb auch nicht auffallen, daß sich der Stadtschreiber dahin ergieng, um von seinen mühsamen Arbeiten am Schreibtische auszuruhen. Er rühmte auch überdieß die friedfertigen Gesinnungen des Grafen gegen die Stadt bei jeder Gelegenheit und behauptete, der Graf

sei ein ganz anderer geworden an Sinn und Gemüth; er würde gerne gute Nachbarschaft und Freundschaft mit der Stadt halten.

Doch die Herren vom Rathe schüttelten bedenklich die Köpfe zu des Stadtschreibers Friedensbotschaften. Der Amtsbürgermeister, Junker Hans von Einkuren sagte gerade heraus: „Ich traue dem Oettinger Bracken nicht, auch wenn er schläft oder mir die Hand leckt."

Es führten nämlich die Grafen von Oettingen einen Bracken in ihrem Wappen, wie die Burggrafen von Nürnberg, mit denen sie deshalb auch Streit hatten, bis er im Jahre 1381 beigelegt wurde durch Vermittlung mehrerer Fürsten. Der Bracke durfte im Wappen der Oettinger bleiben, nur mußten seine Ohren mit dem Andreaskreuze bezeichnet werden, welches zu ihrem Wappen gehörte.

Richtete der Stadtschreiber auch bei den Rathsherren nichts aus, so fanden seine Lobeserhebungen über die friedfertigen Gesinnungen des Grafen Hans von Wallerstein schon eher Eingang bei den Bürgern, denen er sie auf der Trinkstube rühmte. „Den Rathsherren gefällt es, durch Waffenübung und Waffentragen den Rittern es gleich zu thun und den Rittern und Junkern gefallen unsere Goldgulden, die sie in unserm Solde haben. Wir aber müssen unsern sauern Schweiß dran setzen und haben doch beständig Unruhe und Angst. Solche Unnoth muß aufhören!" also versicherte Heinz Zindel der Zimmermann, der gewöhnlich ein aufmerksamer Zuhörer des Stadtschrei-

bers war. Was dieser mit dem Grafen Hans in Kleinerdlingen bespricht, wollen wir aber aus ihrem eigenen Munde hören. — In einem Gemache, dessen Fenster nach Nördlingen die Aussicht bieten, saß der Graf auf einem geräumigen Lehnsessel. Ein langes Schlachtschwert hatte er zwischen seinen Beinen aufgerichtet und stützte die linke Hand darauf, während er mit seiner rechten einen großen Humpen vor sich hinstellte, aus dem er soeben einen tüchtigen Zug gethan hatte.

„Nun — und was sagt Ihr zu meinem Plan?“ fragte er den Stadtschreiber und wischte darauf mit der Hand vom Schnurrbart über die unsichtbaren Lippen und den langen Knebelbart hinab.

Der Stadtschreiber sah bedächtlich auf den Boden, als besänne er sich über eine Antwort; aber er fand für die Ungeduld des Grafen allzulange keine. Deshalb rief dieser ihm gebieterisch zu: „Ei, so trinkt und feuchtet Euren dürren Verstand an, daß ich einmal höre, ob Ihr mir zustimmen und behilflich sein wollt. Tausend Gulden — merket wohl: Tausend Gulden sollen Euch werden und eine Stelle als Amtmann, wo Ihr wollt, in meinem Gebiete.“

Der Stadtschreiber hatte inzwischen getrunken, aber die Antwort wollte noch nicht heraus. Da wurde der Graf unwillig und rief, indem er sich aufrichtete und mit beiden Händen auf sein Schwert gestützt vor den Stadtschreiber hinstellte: „So seid Ihr Stubenhocker und Federnführer! voll süßer Worte und süßer Zusagen; wenn man aber eine That des Mu-

thes und der Wagniß haben will von Euch, so zittert Ihr wie Espenlaub."

„Nicht doch! — Herr Graf, nicht doch! Aber ein kluger Anführer darf sich nicht allzusehr der Gefahr aussetzen;" brachte endlich der Stadtschreiber über die Lippen. „Gefahr?" — wiederholte fragend der Graf. „Wo ist denn dabei für Euch eine Gefahr, wenn Ihr die Wächter am Löpsinger und Deininger Thore mir zuwenden und dahin bringen sollt, daß sie mir die Thore offen halten und keinen Lärm machen, wenn ich mit meinen Reisigen ankomme im Dunkel der Nacht?" —

„Wie soll ich aber erfahren, daß die Thorwarte und Thurmwächter auf Euren Plan eingehen, Herr Graf? Und muß ich nicht fürchten, daß sie mich verrathen, wenn ich ihnen den Antrag mache? Zudem — ziemt es sich nicht für einen Mann von meiner Würde, daß ich mit so gemeinen Leuten persönlichen Umgang pflege. Das würde gar bald auffällig werden." Diese langsam und mit zu Boden gesenkten Blicken hervorgebrachte Gegenrede des Stadtschreibers hatte Graf Hans mit sichtlicher Ungeduld angehört. Nun aber fragte er nicht ohne Zorn und Hohn: „Ihr wollt also die Tausend Gulden einstecken, aber dafür nichts thun, wohl gar noch mein Geheimniß zu gelegener Zeit offenbaren." —

„Ich will Vieles thun und Großes wagen, Herr Graf!" versetzte der Stadtschreiber. „Ich will dafür sorgen, daß Ihr ohne Mühe in das Zeughaus kommt, wann, — wann Ihr einmal in der Stadt seid." —

„Aber beim Blitz! wie soll ich denn in die Stadt kommen, wenn Ihr mir die Thore nicht öffnen lassen wollt?“ fiel der Graf entrüstet ein.

„Behülflich will ich euch dazu sein; nur muß ich vorher Gewißheit haben, daß die Thorwächter für Euch sind. Und diese Gewißheit muß durch Andere, nicht durch mich, verschafft werden.“

„Da soll wohl gar ich selbst, der Graf Hans von Wallerstein, mit dem Lumpenpack von Thürmern und Thorwarten persönlich unterhandeln und also das thun, wofür sich der Stadtschreiber zu gut dünket?“

„Keineswegs! Aber wollen der Herr Graf mich ruhig anhören, so will ich genau angeben, wie man an die Thorwarte kommen und sie gewinnen kann.“

Diese Worte sprach der Stadtschreiber mit dem sichtbaren Gefühl seiner Ueberlegenheit an Witz und Verstand über den Grafen und dieser wendete sich nun auch wieder freundlicher und milder zu jenem, indem er sagte: „Nun laß Er einmal hören, Meister Reineke!“ —

Der Stadtschreiber trank und fuhr dann fort: „Ihr habt hier ein Paar Einspännige, — ganz geriebene Kerls, die man zu allem brauchen kann; den Hans Kastner mein ich und den Kunz Werner, den Dürren, wie man ihn gewöhnlich heißt. Gebt diesen nur Geld genug, daß sie mit Wein und gutem Imbiß nicht zu knausern brauchen.

Hans Bös, der Wärter am Löpsinger Thor, hat immer starken Durst und seine Ehehälfte, die dicke Els Klara, verachtet zu keiner Zeit eine volle Schüssel.

Desgleichen schlägt Hans Lederer, der Wächter am Deininger Thor, sammt seinem Weibe einen guten Trunk nicht aus. Gewinnen Euere Einspännigen diese und dazu noch die beiden Söhne des Löpsinger Thorwart, den Dult und Läßle Bös, so werden Euch die Thore offen stehen, wann Ihr wollt. Nur übereilt die Sache nicht, damit man vorher die Rathsherrn sicher machen kann und die Furcht vor Euch schwinde. Daß Ihr zu Speis und Trank auch noch Gold oder Silber legen müßt, um bei den Leuten an den Thoren das Nöthige zu erreichen, brauche ich kaum zu bemerken."

Der Graf hatte mit voller Befriedigung den Rath des Stadtschreibers vernommen und sich während seines Vortrages auch wieder in dem Lehnstuhl niedergelassen. Als dieser am Schlusse seiner Rede angekommen war, brach er in ein beifälliges Lächeln aus und sagte: „Braucht es auch nicht zu bemerken bei denen in der Rathstube, Meister Reineke. Aber Euer Feldzugsplan ist besser, als ich ihn von Euch erwartet habe. Und wann die am Thore gewonnen sind, wollen wir das Weitere besprechen. Jetzt trinkt, denn es wird Zeit zum Aufbruche."

Der Stadtschreiber leerte seinen Krug und entfernte sich unter tiefem Verneigen.

Einige Tage nach dieser Unterredung zwischen dem Grafen Hans und dem Stadtschreiber von Nördlingen war Wochenmarkt in der Stadt und die bei-

den Einspännigen des Grafen lungerten unter den Käufern und Verkäufern anscheinlich ganz zwecklos herum. Sie späheten dabei aber doch so nach allen Seiten, daß ein aufmerksamer Beobachter hätte merken können, sie suchen Jemand. Als in der Stadt wohlbekannte Amtsknechte des Grafen von Wallerstein mußten sie auch hie und da eine Spottrede hinnehmen.

„Die Nördlinger Würstle müssen doch besser sein, als die Wallersteiner Nudeln, weil ihr so gern hier seid,“ rief ihnen ein Bekannter zu.

„Ist Beides nicht schlecht, wenn's einen guten Trunk dazu gibt,“ erwiederte Kunz Werner, der Dürre.

„Daß der Wallersteiner Graf seine Leute trocken hält, das sieht man,“ sagte ein eben herantretender Loder, indem er den Kunz Werner mit seinen Blicken maß.

„No, no!“ — meinte Hans Kastner — „Bürgermeister und Rathsherrn sorgen auch weidlich dafür, daß ihr nicht im Fett erstickt.“

„Es muß in der Stadt doch schmalziger sein, als auf dem Wallersteiner Felsen, weil dem Grafen der Mund so darnach wässert. Und seine Einspännigen müßten brennen, wie dürres Stroh, wenn sie lange Zeit keinen Stadttrunk bekämen“, fiel ein anderer Bürger ein.

„Der Graf will nichts mehr von der Stadt, als gute Nachbarschaft“, — sagte Kunz Werner, — „Drum seid froh, ihr Bürger, und freuet euch, daß wir euern

Grätzer trinken und euch in Nahrung setzen können. — Aber wo trinkt und ißt man denn heute etwas Gutes?" fügte er fragend hinzu.

„O je! wie der dick thut und hat wohl kaum ein Paar Oettinger Pfennige in den Taschen." So rief ein eben Herzutretender, indem er dem Kunz Werner von hinten einen derben Schlag auf die Schulter gab. Dieser drehte sich schnell um wie im Zorne, bezeigte aber doch gleich große Freude, als er denjenigen erkannte, von dem der Schlag auf seine Schulter gekommen war, und fragte:

„Hab mir's doch gedacht, das muß der Bösdult sein! Heut müssen wir schon Eins zusammen trinken, damit du siehst, daß die Oettinger Pfennige weiter reichen, als die Nördlinger Heller."

Diesen Beweis ließ sich der Dult Bös gerne liefern und die beiden Einspännige machten sich mit ihm vom Marktplatze fort. Doch schon unter Wegs nach der Herberge zum Ochsen, wo es guten Wein und gerade noch frische Würste von der gestrigen Metzelsuppe geben sollte, wie Dult Bös versicherte, trennte sich Hans Kastner von der Gesellschaft, indem er zusagte, daß er sich einfinden werde, sobald er ein kleines Geschäft abgemacht habe, das er am Deininger Thore besorgen müsse. — Als dieser sich entfernt hatte, bemerkte Kunz Werner, wie es für ihn allein doch nicht ganz sicher sei im Ochsen. „Denn das Sticheln könnet die Nerlinger niet lassen, und ich kanns niet vertragen. Lob' ich dann mei Herrschaft und fopp' ich die Spießbürger, so setzt es Händel

und Schläg." So sagte er. Und Dult Bös fiel lachend ein: „Ist Dir bang vor der Zech, Kunz? Na — da hat mer den Wallersteiner Prahlhansen! Hab gemeint, Du hast alle Taschen voll, wie Du so nach Trunk und Atzung gefragt, und mich aufgefordert hast, ins Wirthshaus mit Dir zu gehen. Jetzt schadets Dir gar nichts, wenn Du eine ordentliche Tracht bekämst."

„Daran wurd's niet fehlen;" — meinte Kunz — „Darum denk ich, es ist besser, wir gehen zu Deiner Alten auf den Thurm. Sie trinkt au gern einen guten Tropfen und ißt nicht ungern fette Bissen. Zahlt wurd Alles von mir, was man holen läßt. Dabei kann man doch au schwätzen, was einem gefällt, und braucht niet blaue Mähler und Beulen mit heim zu tragen, wie neuli vom Sixten.

„Ja, der Ledererveit gerbt die Ochsenhäute niet schlecht; vor dem mußt Dich hüten, Kunz!" — sagte mit lautem Gelächter der Dult. „Mir ists aber so au ganz recht. Kann man mich nachher doch niet schimpfen und lästern, wenn ich daheim bin. Und der Schwanenwirth am Löpsinger Thor hat nichts Schlechtes." —

Els Klara, die Mutter des Dult und würdige Ehehälfte des Hans Bös, des Wächters am Löpsinger Thor, ward ganz vergnügt, als ihr Sohn die Absicht kund machte, in welcher der Wallersteiner Einspännige komme. Und als der Kunz selbst die Gründe angab, die ihn bestimmten, nicht in einem Wirthshause, sondern bei der guten, freundlichen Frau Els Klara

einzukehren, da erglänzte ihr rundes, fettes Gesicht in Lust und Begier nach den Genüssen, die zu erwarten stunden, wie ein frisch und räsch gebratenes Ferkel. Sie belobte den klugen Einfall und die Vorsicht des Einspännigen und meinte, es sei immer besser, wenn man sich in der Stille eine Güte thue und zu Haus seinen Schoppen trinke, als wenn man in Wirthshäusern den Neid und die bösen Zungen in Bewegung bringe. Weib und Kind bekämen so doch auch ihren Antheil und das erhalte den Hausfrieden. „Ich und mein Hans habens von jeher so gehalten," schloß sie mit geläufiger Zunge ihre Rede — „nur die Buben meinen, es muß jeder Kreuzer im Wirthshaus verschlemmt werden. Wenn nur auch der Läßle heim käm'". —

Nun kamen bald gesälchte Würste mit Brod und Wein in Fülle auf den Tisch; denn Kunz Werner hatte einen ganzen Goldgulden hingeworfen mit den Worten: „Els Klara, von dem nehm' ich nichts mehr zurück!"

„Ja das niet! Wie könnten ons so viel essen und trinken?" entgegnete sie, jedoch mit dem sichtbaren Ausdruck des Bewußtseins, daß sie mit ihrem Hans und ihren ganz in der Art gebliebenen Sprossen einen solchen Kampf siegreich bestehen werde.

Der Hans hatte zwar heute an einem Markttage mehr Geschäfte als Thorwart, aber seine getreue Els Klara trug ihm fleißig die Kanne mit Wein und den Teller mit Würsten zu und der Dult versah eine und die andere halbe Stunde lang die Stelle des

Vaters. Den Läßle, ihren zweiten Sohn, hatte endlich Els Klara auch herbeigebracht zu der hohen Familienfreude und so herrschte eine Eintracht unter den Gliedern des Hauses, wie sie selten noch über diese Schwellen hereingezogen war. Und als Kunz Werner einmal mit einem Faustschlag auf den Tisch und mit zum Munde gehobenem Kruge in die Worte ausbrach: „Das muß wahr sein; ein anders Leben hat man eben doch bei meinem Grafen als unter dem filzigen, knausernden Burgerregiment!“ da fielen ihm ohne Widerrede alle Zweige des edeln Familienstammes im Thurme des Löpsinger Thores zu und bekräftigten seine Rede nach einander mit einem tüchtigen Zuge aus der Kanne und dem Zusatze: „Das fehlt niet, Kunz!“ Und der Läßle, der jüngere Sohn des Hans Bös und seiner Els Klara, führte seine Zustimmung zu Kunzens Heischesatz noch weiter und weinfeuriger also aus: „Was kann man von 'em Lastesel weiter verlangen, als daß er Disteln frißt. Aber ich hab mir schon lang Gedanken drüber gemacht, daß ich so dumm bin und bleib im Dienst dieser Krämer, Weber, Gerber und Leimsieder, bei denen immer der Knickknack Zahlmeister ist. Kann's denn da ein junger Mensch auch zu Was bringen? Wär mir niet um das Geheul der Mutter da, ich hätt' mich schon lang beim Grafen anwerben lassen.“

„Am Besten wärs, wenn der Graf die ganz Stadt bekäm, dann könnten ons doch bei einander bleiben;“ fügte die Mutter Els Klara hinzu, welche bereits ihren schweren Leib in den Lehnstuhl verpflanzt

hatte, da der genossene Wein ihre Füße unsicher machte. Und der Vater gab durch Nicken mit dem Kopfe seine Zustimmung zu erkennen. Denn die Zunge war schon zu schwer geworden zum Reden und vom „Weinschlägle“ gerührt. Der gräfliche Einspännige freute sich im Herzen über die Wirkung seines Tractamentes, glaubte aber doch noch einlenkend abwehren zu müssen und that, als ob sein Herr gar keinen Gedanken mehr habe an die Eroberung der Stadt. Gleichwohl stellte er das Glück, unter dem Regimente des Grafen zu stehen, so glänzend dar, daß das Verlangen aller Anwesenden darnach immer lebhafter wurde. Endlich brach er auf mit der Bemerkung: „Weil wir so vergnügt beisammen waren, will ich öfter zusprechen. Heute habe ich zu Hause noch ein kleines Geschäft abzumachen.“

Nur der Dult konnte ihm noch zur Thüre hinaus das Geleite geben; die andern vermochten kaum eine weitere Einladung herzulallen.

Zu Hause angekommen, traf er schon seinen Collegen, den Hans Kastner, der nicht in gleicher Weise mit dem Erfolg seiner Tagsarbeit zufrieden war, wie er. Denn dieser hatte sich an Lederer, den Wärter am Deininger Thore gemacht und an dessen Ehefrau, die spießige Ammarei. Beide ließen sich wohl auch das Tractament recht gut schmecken, aber so oft der Einspännige über den Amtsburgermeister und die Rathsherrn losziehen und seinen Grafen herausstreichen wollte, hielten sie ihm heftigen Widerpart und

sagten: man dürfte ihnen viel bieten, wenn sie ihren Dienst verlassen und unter des Wallersteiners Regiment sich stellen sollten. Der Kunz tröstete ihn mit den Worten: „No, no! auf einen Hieb fällt kein Baum;" und: „mit Speck fängt man Mäuse."

Er hatte auch nicht falsch getröstet. Denn schon nach einigen Wochen waren Hans Lederer und seine Ammarei durch wiederholte Besuche, Tractamente und Geschenke so für den Grafen von Wallerstein eingenommen, der seine niedersten Diener in lauter Reichthum und Wohlleben versetzt, daß sie erklärten, für einen solchen Herrn würden sie ins Feuer gehen.

Nun brachten die Einspännigen ihre guten Freunde an dem Deininger und Löpsinger Thore in gemeinschaftlichen Gesellschaften zusammen, wo der Wein floß in Strömen und die Speisen in solcher Menge aufgetragen wurden, daß sich die Tische bogen. Els Klara Bös wurde eine Herzensfreundin ihrer Nachbarin und nachdem sie einmal in lautes Lob überströmten von der Freigebigkeit und Gütigkeit des Grafen von Wallerstein, der selbst seine Einspännige so reichlich bezahle, brach Kunz Werner hervor mit seinem Plan. „Wie leicht könntet ihr noch bessere Tage und reichere Stellung beim Grafen haben, wenn ihr nur wollt."

„Ob wir wollen?" fiel Hans Bös ein. „Bis zu den Zehenspitzen haben wir den Dienst bei den knauserigen Bürgern satt. Ist's niet so?" wandte er sich fragend an Hans Lederer.

Wie mit einem Mund rief dieser und seine Ammarei: „Ja wohl ist's so, ja wohl! heut lieber, als morgen, gehen wir nach Wallerstein.“

„Das braucht's erst gar niet“ bemerkte Hans Kastner. Ihr könnt in Nördlingen bleiben, die schönsten Häuser euch aussuchen und in Ansehen und Würden dabei leben. Das kommt ganz auf euch an.“ —

„Das möchte ich wissen, wie das zugehen sollt?“ fragte die dicke Els Klara von Freude strahlend in der Hoffnung auf solche Herrlichkeit, wie sie ihr der Hans Kastner vormalte. Und ihre Söhne Dult und Läßle riefen: „Laßt doch hören, was wir zu thun hätten!“

„Ihr dürft nur einmal in der Nacht die Thore offen lassen, daß unser Herr mit seinen Reisigen herein kann. Bekommt er die Stadt, so bekommt ihr den besten Lohn. Und was ist's denn mehr? Alle Bürger werden's euch danken.“ So belehrte Kunz Werner. Die Sache dünkte allen ganz leicht zu gehen, nur Hans Lederer meinte bedenklich: „Glaubt ihr denn, daß sich der Amtsburgermeister, die Rathsherrn, der Stadthauptmann und die Söldner das Ding so leicht gefallen und die Stadt im Handumkehren nehmen lassen?“

„Ueber die handvoll Hasenritter wird doch der Graf leicht Herr werden?“ sagte Läßle Bös und that einen Zug aus der vor ihm stehenden Weinkanne, als wollte er sämmtliche Rathsherrn allerwenigstens auf einmal zugleich verschlingen.

Und der Hans Kastner fügte bei: „O je, der Amtsburgermeister sammt Rathsherrn und Stadthauptmann werden sich ducken vor meinem Herrn, wie ein Weidenrüthlein im Winde, wenn er einmal mit seinem Schwert vor ihnen steht. Und wollten sie niet, — was wärs nachet au, wenn so ein Dutzend hochmüthige Scharrhansen ins Gras beißen müßten?"

„Das mein' ich auch"! — fügte Dult Bös hinzu — „Und ich gunnt ihnen schon lang, daß sie in die andere Welt fahren könnten. Der Himmel wurd's für sie niet sein."

„Ja, wenn's so leicht gieng!" wendete Hans Lederer wieder mit Kopfschütteln ein. „Aber bedenket nur, daß sich die ganze Bürgerschaft bewaffnen müßt'. Und Waffen liegen ja genug im Zeughaus. Der Graf wurd, schätz wohl, mit Schimpf hinaus dividiert werden aus der Stadt."

„Ei wie Du den Grafen kennst!" entgegnete der Dürre. „Eher müßt die Stadt in Trümmern gehen, und der letzt Mann, der sich zur Wehr setzt, sterben, eh' er wieder aus der Stadt gieng. Und noch Was! Wenn ihr euch einmal verbindlich macht, die Thore offen zu lassen, so findet sich auch ein Herr, der die Schlüssel zum Zeughaus an den Grafen ausliefert. Und das dürft ihr glauben, unter den Vornehmen in der Stadt ist mancher, der's mit Wallerstein hält."

„Wurd doch niet der Herr Stadtschreiber sein, auf dem ihr rechnet?" fragte die Ammarei.

„Gerade der ist's!" antwortete Hans Kastner. Ihr dürft nur Ja! sagen zu unserm Vorschlag, so

wird sich der Herr Stadtschreiber gleich weiter mit euch bereden. Und vor einer Visitation der Thore seid ihr auch sicher. Aber die Hauptsach! Hundert Gulden bekommt jedes von euch auf die Hand außer dem, was nachfolgen wird.

„Hundert Gulden?!“ riefen die beiden Weiber mit Staunen. „Hans, da wärst'n Dippel, wenn du niet zusagest!“ wandte sich gebieterisch Els Klara an ihren Mann. Und die Ammarei schüttelte ihren Ehegatten bei dem linken Ohrläpplein und sagte: „Hänsle, hoscht's g'hört? Hundert Gulden, außer was nachfolgen wird.“

Hundert Gulden war freilich in jener Zeit für Leute, wie Thorwarte, eine große Summe. Denn ein Malter Roggen kostete damals 20 Kreuzer, was jetzt beinahe so viel Gulden kostet; ein Spital-Laib Brod von 9 Pfund kostete 2 Pfennige und eine Maaß Wein auch nicht mehr als 2 Pfennige.

Das Angebot von hundert Gulden und die weitern Belehrungen der beiden Einspännigen über die Leichtigkeit der Sache gab den Ausschlag und besiegte auch den Widerstand und Zweifel des Hans Lederer.

So wurde hier das Bündniß auf Uebergabe der Stadt an den Grafen Hans von Wallerstein geschlossen und gegenseitig das tiefste Stillschweigen angelobt, sowie die Befolgung aller weitern Anordnungen. Dem Grafen war das eine freudige Botschaft und nun mußte auch der Stadtschreiber sich mit den Thorwächtern ins Benehmen setzen. Doch war dieser in allen seinen Aeußerungen höchst vorsichtig; denn der

Schwatzhaftigkeit der Ammarei traute er so wenig, als er von dem nicht seltenen Räuschchen der Els Klara Standhaftigkeit erwartete. Aber gerade diese war es, welche immer am bestimmtesten und entschiedensten zu allen Schritten drängte, die noch für nöthig erachtet wurden zur Ausführung des Plans. Denn sie sah schon im Geiste ihre beiden Söhne als Hauptleute unter dem Feldobristen Hans von Wallerstein und sich selbst in Sammt und Seide mit Perlen und Edelsteinen übersät durch die Straßen stolzieren. Es war ihr nur bange, daß sich ihr Hans recht linkisch und täppisch halten möchte im Herrenmantel und im Sammtbarett.

Als Graf Hans seine Sache mit den Thorwächtern im Reinen hatte durch die Klugheit und Freigebigkeit seiner beiden Einspännigen, hielt er auch einen Familienrath wegen des Unternehmens gegen Nördlingen. Seine Brüder Ulrich und Wilhelm waren ganz mit ihm einverstanden. — Das Bedenken, daß sich die Bürger tapfer wehren und daß die übrigen Reichsstädte Nördlingen wieder erobern würden, beseitigte Hans leicht.

„Bin ich einmal in der Stadt, so wird niedergemacht, was sich widersetzt; die hochmüthigen und reichen Bürger müssen ohnedieß über die Klinge springen. Was dem Schwert nicht gelingt, das muß die Flamme ausrichten. Bis ein neuer Kaiser gewählt ist, halten wir uns jedenfalls in der Stadt, auch wenn die Augsburger und Ulmer herankommen sollten. Unser altes Recht auf die Stadt wird der neu

Kaiser bestätigen, wenn wir sie inne haben und für die längst verweigerte Judensteuer sind mir die Rathsherren ihr Geld, Silber und Geschmuck schuldig. Würden aber die Städter nicht nachlassen um Nördlingen zu streiten, so sollten sie einen Steinhaufen bekommen. Eine zweite Reichsstadt lassen wir nicht mehr in unserm Gebiete aufbauen."

Unter den obwaltenden Umständen war an einem Gelingen des Anschlags auf Nördlingen nicht zu zweifeln und was geschehen war, galt als Recht. Hier hatten aber die Grafen von Oettingen-Wallerstein außer dem Recht der Gewalt noch das Recht früherer kaiserlicher Zusagen und das wenigstens damals giltige Recht der Rache. Darum stimmte auch der wohl 90jährige Oheim des Grafen Hans, nämlich Ludwig XII., der Bartige, welcher in Oettingen wohnte, dem Plane seiner Neffen vollkommen bei.

Hans zog nach und nach viele Söldner in Wallerstein zusammen, was nicht sonderlich auffallen konnte, da er Feldobrister des Fürstenbundes gegen den Städtebund war. Und wenn auch zu Nördlingen im Rathe einzelne Stimmen ängstlich und besorgt fragten: was denn wohl der Wallersteiner im Schilde führe? so wußte der Stadtschreiber ganz bestimmt, daß er gegen Herzog Ludwig VII. von Ingolstadt rüste, der gegen seinen Sohn, den Grafen von Graisbach und Schwiegersohn des Markgrafen von Brandenburg einen ungerechten Krieg führe. — Ein andersmal versicherte der Rathschreiber, der Graf Hans wolle den Marschalken von Pappenheim Fehde ankündigen wegen des Schlosses

Spielberg. Er wußte hierüber ganz genauen Bescheid. Selbst sein Bruder, Graf Wilhelm, achte die Rückforderung des Schlosses Spielberg, das Ludwig der Bartige an die Pappenheimer verkauft habe, für ungerecht und die Fehde deßhalb für unbillig. Ja Walther von Hürnheim, der doch Hauptmann in Graf Hansens Regiment sei, wolle mit der gesammten Ritterschaft vom Georgenschild den Pappenheimern helfen. So wurden die Rathsherrn von Nördlingen beruhigt und freuten sich, daß nun die adelichen Herren im Riese gegen einander streiten und sich schwächen werden, was für die Stadt nur ein Gewinn sein könne.

Inzwischen war Els Klara wiederholt in Wallerstein und trug in einem Korbe Brennmaterialien auf den Thurm des Löpsinger Thores, damit man auch durch Feuer im entscheidenden Augenblicke die Bürger ängstigen könne.

Die Nacht vom 4ten auf den 5ten Januar war zur Ausführung des Planes gegen Nördlingen bestimmt. Man hatte die Sache also ausgetragen: erstlich sollen die Thurmwächter des Löpsinger- und des Deininger Thores kein Zeichen geben, wann der Graf heranrücke; zweitens soll die Brücke vor dem Löpsinger Thor in derselben Nacht nicht aufgezogen werden; drittens sollen die Thorflügel nicht verschlossen, sondern nur zum Scheine angelehnt sein; viertens soll am Thurme des Deininger Thores ein Licht brennen zum Zeichen, daß in der Stadt alles ruhig sei und endlich fünftens soll das Fallgatter des Löpsinger Thores also befestigt werden, daß es nicht herunterfallen könne, wenn man

es ja herunterfallen lassen wolle. Am 4ten Januar ordnete der Graf in Wallerstein eine Waffenübung seiner Schaaren an und die Rittmeister und Hauptleute Walther von Hürnheim, Schärtlin von Diemantstein und Mittelburger von Offingen wurden zu einem Abendgelage auf dem Schlosse Wallerstein geladen. Als die Herren wacker getrunken hatten und guter Dinge waren, eröffnete ihnen Graf Hans seinen Anschlag auf Nördlingen und gab Befehl, sie sollten nun aufbrechen, durch das Löpsinger Thor eindringen, das Zeughaus in Empfang nehmen, die reichen Bürgerhäuser plündern und was sich widersetze niederstechen. Daß und wie dieses leicht geschehen könnte, setzte er ihnen auseinander und erwartete freudige und bereitwillige Zustimmung zu seinem mit vieler List und großen Opfern ausgeheckten Plan. Die Ritter schwiegen einige Augenblicke, aber als Graf Hans mit einem ernsten: „Nun?!" sie anfuhr, erhob sich Walther von Hürnheim und sprach: „Da sei Gott für, daß ich zu solch' falschem Spiele mein Ritterschwert hergeben und meine Ehre schänden sollte. Ihr habt der Stadt keinen Absagebrief geschickt und wollt sie überfallen, wollt rauben und morden und mit rechtschaffenen Bürgern umgehen, wie mit galgenmäßigem Gesindel. Seit wann ist das Ritterbrauch, Herr Graf?"

Graf Hans wurde blutigroth vor Zorn über diese kühne Rede seines Rittmeisters; aber er fühlte die Kraft ihrer Wahrheit und den Stachel, welche sie in sein Gewissen senkte; deßhalb mäßigte er sich einigermaßen und erwiederte: „Du hast dich nicht darum

zu bekümmern, was Ritterbrauch ist; sondern mußt als ein untergebener Feldhauptmann thun, was ich dir befehle. Mit einer Stadt, die ein Bündniß gegen Fürsten und Grafen eingegangen hat, stehen wir immer in Fehde und jede Gelegenheit, die sich uns bietet, ihr zu schaden oder sie zu verderben, müssen wir benützen."

Allein dem Hürnheimer stimmte auch der Schärtlin und der Mittelburger bei; deshalb legten sich die beiden Brüder des Grafen auf freundliches Zureden, während Graf Hans ganz wüthend über den unerwarteten Widerstand im Saale auf und ab schritt und nur die Worte durch die verbissenen Zähne herauspreßte: „Ist das Soldatengehorsam?"

Dagegen blieben die drei Ritter fest bei ihrer Weigerung, einen verrätherischen Ueberfall auf Nördlingen mitzumachen. Und der Hürnheimer erhob sich zum Aufbruch mit den Worten: „Es sind viel ehrliche Leute in der Stadt und nicht wenige mir gut befreundet. Ewige Schmach müßte meinen Namen treffen, wenn ich ohne Ursach und offenen Absagebrief einen Handel gegen diese Stadt unternehmen würde. Hiezu verpflichtet mich der Dienst eines Rittmeisters unter des Grafen Regiment nicht." Schon war er festen Schrittes der Thüre zugegangen und die beiden andern folgten ihm ohne Zaudern; da rief Graf Hans ihnen zu: „Haltet, noch ein Wort, ehe ihr mein Schloß verlasset!" Sie blieben unter der Thüre stehen, dem Grafen zugekehrt. Er blickte sie einige Augenblicke zornig an und man konnte wahrnehmen, daß in sei-

nem Innern ein gewaltiger Kampf vorging. Es schien die Lust in ihm aufzusteigen, diese drei Ritter festzuhalten; allein ob ihr kühner Muth und ihre gewaltigen Schwerter diese Lust unterdrückten oder ob ihm doch diese That allzusehr gegen Ritterehre zu laufen dünkte, wissen wir nicht. Endlich fragte er ruhiger als bisher: „Wollt Ihr mir Euer Ritterwort geben, daß von meinem Antrag und Anschlag Niemand etwas erfahre durch Euch?" —

Die Ruhe, mit welcher er diese Frage gestellt hatte, ließ den Hürnheimer auf die Meinung kommen, der Graf schäme sich seines Anschlages und bereue ihn. Deshalb sagte er: „Hier habt Ihr mein ritterlich Wort nebst Handschlag, daß Niemand von mir erfahren soll, was Ihr uns anbefehlen wolltet." Dasselbe sagte auch Schärtlin und der Mittelburger. Hierauf entfernten sich diese und ritten noch in derselben Nacht ihren Schlössern zu.

Wirklich wurde der Anschlag auf Nördlingen aufgegeben, aber nur für diese Nacht. Durch einen vertrauten Reitknecht ließ er eilig die Nachricht an seine Leute im Löpsinger Thore bringen, daß heute der Angriff unterbleiben müsse, dagegen solle morgen Alles, wie abgemacht, in Bereitschaft sein.

In der folgenden Nacht rückte die Schaar, welche Nördlingen überrumpeln und erobern sollte, aus; aber nur die Anführer derselben wußten beim Ausmarsche, was zu geschehen hätte. Auffallender Weise war der Graf selbst nicht dabei. Dagegen waren die Anführer mit allen Vorkehrungen genau bekannt und der

Graf schärfte ihnen ein, ja recht genau auf das Licht am Deininger Thurme zu achten; erst wann dieses sichtbar sei, sollten sie dem Löpsinger Thore sich nahen und den Söldnern Weisung geben.

Es war eine stürmische Nacht und schon hatte sich die Schaar der Stadt genahet, als sich ein förmlicher Sturmwind erhob, der ein gewaltiges Rauschen der Bäume verursachte. Von der Stadt her konnte man viel Poltern der durch den Sturm aufgerissenen und zugeschlagenen Fensterläden hören und das Licht am Deininger Thorthurm war nicht zu sehen.

Der Wind hatte es ausgelöscht, ohne daß der Wächter, Hans Lederer, es merkte.

Graf Hans sah von seinem Schlosse mit gespannter Begierde durch die finstere Nacht auf die Stadt herein und erwartete, daß eine aufsteigende Feuersäule das Gelingen des Unternehmens verkündigen sollte. Allein nach einigen Stunden vergeblichen Wartens kamen seine ausgesandten Söldner unverrichteter Sache zurück und die Anführer meldeten, daß sie kein Licht am Deininger Thore sahen und daraus schloßen, es sei in der Stadt Wache auf den Beinen. Deshalb seien sie zurückgekehrt.

Als gegen Morgen die beiden Einspännigen auf das Schloß kamen mit der Nachricht, wie Alles dem Unternehmen günstig gewesen wäre und daß nur der Sturm das Licht ausgelöscht hatte, wurde Graf Hans ganz erbost über die Anführer und versprach, in der nächsten Nacht selbst die Schaaren anzuführen. Abermals wurden die Einspännigen ermuntert, die Thor-

wärter und den Stadtschreiber in Bereitschaft zu halten. Nachts 10 Uhr brach der Graf auf mit seinen Leuten. Gleich vor Wallerstein lenkte der Zug von der Straße ab und bewegte sich in lautloser Stille links über die Felder und Wiesen hin nach Nördlingen zu. Eine tiefe Schneedecke lag auf der Ebene, durch welche sie zogen und als sie sich dem Fluße naheten, welcher nahe an der Stadt hinströmt, war dieser so fest gefroren, daß Reiter und Fußgänger sichern Trittes hinüber konnten. Das Licht vom Deininger Thorthurme schimmerte helle durch die Nacht und der Graf sandte von der nicht fern von den Mauern der Stadt gelegenen Mühle aus einige Mann ab, welche sich in das Löpsinger Thor einschleichen und die dort versammelten Verräther von der Nähe des Grafen benachrichtigen sollten. Eine Abtheilung seiner Leute ließ er weiter links hinziehen an das Deininger Thor; mit der Hauptmacht nahte er selbst sich dem Löpsinger Thore. Kein Laut war aus der Stadt zu hören; sämmtliche Bewohner lagen in sicherer Ruhe. Es mochte nahe an 12 Uhr sein.

In einem Nebengäßchen am Löpsinger Thore wohnte Hans Dauser, ein armer Lodweber. Er hatte eine ziemlich zahlreiche Familie und mußte sich's sauer werden lassen, für seine noch kleinen Kinder das tägliche Brod zu erwerben. Heute war er von frühem Morgen bis gegen Mitternacht hinter dem Webstuhle gesessen. Nur während er mit den Kindern ein Vater-

unser und den Glauben betete, als sie sich zu Bette begaben, hatte er sich einige Abendruhe vergönnt. Er fühlte sich jetzt ganz matt und seine liebe Ehefrau, Trude, sagte: „Du solltest noch einen Trunk thun, Hans, zur Letze. Hast heute gar zu viel geschafft. Der Hausknecht im Schwanen macht mir schon noch auf.“ Nach einigem Sträuben gab er ihr die wenigen Heller, welche nöthig waren, um einen Schoppen Wein zu holen und sie lief eilig fort, um ihrem fleißigen Hans eine Stärkung zu bringen. Ihr Weg führte sie dicht am Löpsinger Thore vorbei. Da gewahrte sie ein Schwein, welches sich ganz behaglich an einer Thüre des einen Thorflügels rieb. Zum großen Staunen merkte sie, daß durch das Reiben des Schweines die Thüre aufgieng. Sie trat näher und sah, daß das Thor ganz offen und nur zum Scheine angelegt und daß auch die Schlagbrücke nicht aufgezogen sei. — Ohne eigentlich zu wissen, warum? gerieth sie über diese Wahrnehmung in große Angst und lief eilig nach Hause, um ihrem Hans die Sache mitzutheilen. Dieser fürchtete, es möchte ein Schelmenstück dahinter stecken und lief sogleich fort, um dem Amtsbürgermeister Nachricht davon zu geben. Er hatte sich nicht mehr Zeit genommen, sich anzukleiden. Nur seine leichten Hausschuhe hatte er an den Füßen und kurze Hosen an den Beinen.

Die Wallersteiner Söldlinge, welche der Graf vorausgeschickt hatte, standen schon über der Fallbrücke innerhalb des Thorthurmes. Sie hatten dem Hans Bös und den beiden anwesenden Einspännigen bereits

Kunde gebracht von der Nähe des Grafen mit seiner zahlreichen Schaar. Aber wie sie im Begriffe waren, durch die offene Thüre des innern Thores zu treten, da erhob sich drinnen das Geschrei eines Schweines und eine Stimme rief: „So G'sell, so!" —

Offenbar hatte ein Mensch ein Schwein bei den Ohren gepackt, um es weiter zu führen. Wohl entfernte sich das Geschrei von dem Thore, aber die Bewaffneten wagten doch nicht gleich, durch das Thor in die Stadt hineinzutreten, und auf das Zeughaus hin zu eilen, wie sie vom Grafen beauftragt waren. Dort stand unter dem Thore in einen Mantel gehüllt ein Mann, der ängstlich umherlauschte und bei jedem Luftzuge, welcher eine Dachfahne in knarrende Bewegung setzte, zusammenschreckte. Als vollends Jemand ganz nahe an ihm in hastiger Eile vorüberlief, da zog er sich ganz in die Ecke zurück, welche das Thor an der steinernen Säule bildet, worin die starken eisernen Bandhaken befestigt sind. Er hielt den Athem an sich, als wollte er sich selbst ersticken, und schnaufte erst wieder tief auf, nachdem die Gestalt weit entfernt war. „Der muß einen Arzt holen, vielleicht zu einer Kreißenden." So sagte er zu sich ganz leise. „Wenn doch nur der Graf einmal da wäre!" So brummte er wieder in den Bart hinein.

Auf einmal erhob sich am Rathhause ein Trommelwirbel und dazwischen erschallte der schauerliche Ton des Rothhorns.

„Was ist das?" fragte wie vom Blitze getroffen und zusammenfahrend der Mann am Zeughause.

Aber in der nächsten Sekunde verließ er seinen Platz und eilte in vollem Laufe der Drehersgasse zu. Im Schrecken war ihm Etwas entfallen, ohne daß er es merkte. Es war ein gewaltiger Schlüssel.

Nicht weniger, als dieser Mann am Zeughause, erschrak draußen vor dem Löpsinger Thore Graf Hans von Wallerstein. Ehe er sich nur recht besinnen konnte, was er thun solle, kamen schon die Leute, welche er zum Deininger Thor entsendet hatte, querfeldein gelaufen mit dem Rufe: „Wir sind verrathen, wir sind entdeckt!“ Der Graf wollte sie zum Stehen zwingen, aber er fürchtete selbst, die Thorwächter möchten ihn in eine Falle gelockt haben, darum wagte er nicht, gleich durch das Thor hinein zu dringen. Schon im nächsten Augenblicke war es zu spät. Denn seine Soldaten, die innerhalb des Thores gestanden hatten, kamen mit dem Geschrei heraus: „Eine große Menge Bewaffneter eilt in der Straße herab, dem Löpsinger Thore zu!“

Wirklich war der Amtsbürgermeister Junker Hans von Einkurn an der Spitze einer mit Hellebarden und Morgensternen bewaffneten Schaar schon in das Thor getreten. Er hatte nur dem Stadthauptmann den Befehl ertheilt, an alle andern Thore Mannschaft zu entsenden und begab sich dann selbst an den offenbar bedrohten Platz.

In der Stadt hatte der plötzliche Trommelwirbel, der Nothruf des Horns und der Klang der Sturmglocken Entsetzen und großes Jammergeschrei der Wei-

ber und Kinder erregt. Und die Männer liefen zum Theil unangekleidet auf den Straßen herum und riefen: „Wo brennt es?“ zum Theil kamen sie bewaffnet an das Rathhaus; andere schrieen nach Waffen. Niemand konnte genauen Bericht darüber geben, was für eine Gefahr vorhanden, und wo sie sei. — Aber den bewaffneten Schaaren des Stadthauptmannes zog man nach oder man eilte dem Löpsinger Thore zu, woher man großes Geschrei und Waffengeklirre zu vernehmen meinte. In der That wollte Graf Hans dennoch mit einer Schaar, die neben ihm Stand gehalten hatte, durch das Thor dringen. Aber auf der Fallbrücke standen bewaffnete Bürger mit dem Amtsbürgermeister an der Spitze. Als diese muthig auf den Feind eindrangen und ihre Zahl sich mit jedem Augenblicke vermehrte, so daß es schien, als sei eine gutgerüstete Mannschaft auf den Angriff vorbereitet: wurde auch Graf Hans durch die allgemeine Flucht mit fortgerissen. Denn die hintersten riefen: „Wir werden umzingelt!“ „Vom Deininger Thor her kommen Bewaffnete!“ „Und vom Baldinger Thor aus schneidet man uns den Rückzug ab!“ schrieen andere dazwischen. So lief die ganze große Schaar, welche Graf Hans herangeführt hatte, auseinander und Jeder suchte nur für sich mit heiler Haut nach Wallerstein zurück zu kommen. Deshalb liefen sie meist in weitem Bogen nach rechts auf Löpsingen zu, denn sie fürchteten, es möchten von Baldingen her Stadtsoldaten ihnen den nächsten Weg versperren. Nur zwei Reiter folgten dem Grafen, der seinem Pferde ebenfalls die Sporen

tief in die Seiten drückte, um es zu eiligem Laufe anzutreiben.

Hätte er gewußt, welche Angst und Verwirrung in der Stadt herrschte und wie gering die Anzahl der Bewaffneten war, die ihm gegenübergestellt werden konnte, so hätte er sicher, trotzdem daß seine Sache entdeckt war, die Stadt in seine Gewalt bekommen. Denn als endlich die aufgeschreckten Bürger merkten, daß keine Feuersbrunst, sondern ein feindlicher Ueberfall den plötzlichen Lärm verursachte und als sie nach Waffen zum Zeughaus liefen, konnte nirgends der Schlüssel dazu gefunden werden. Der Stadtschreiber aber, der sich nach seiner Flucht vom Zeughause weg, in sein Haus begeben hatte und sich von da aus unter die Bürger mischte, um allen Verdacht von sich zu entfernen, konnte auf einmal keine Auskunft über den Zeughausschlüssel geben, obwohl er zuerst rief: „Kommt nur mit mir, ich habe den Schlüssel schon!" Denn in der Angst und Bestürzung hatte er vorher gar nicht wahrgenommen, daß er ihm bei seiner Flucht von dem Orte des Verrathes entfallen sei.

Gerieth nun hier der Stadtschreiber schon in eine bedenkliche Lage, so waren Hans Bös und sein Weib Els Klara mit ihren Söhnen so wie Hans Lederer mit seiner Ammarei noch schlimmer daran.

Denn als sie so unvermuthet Trommelwirbel und Hörnerschall in der Stadt vernahmen, während sie doch gewiß wußten, daß der Graf noch nicht durch die Thore gezogen sei, erschracken sie dergestalt, daß sie ganz stumm und starr da standen und eine Weile

sich ansahen. Und als endlich Els Klara mit durchdringendem Geschrei die beiden gräflichen Einspännigen, welche anwesend waren, zur Thüre hinaus und zur Flucht treiben wollte, da drang schon der Amtsbürgermeister mit den Bewaffneten in das Thor und entsendete einige Mann auf den Thurm und in das Wohnzimmer des Thorwartes. Diese trafen hier nicht nur die ganze Familie Bös sammt den wohlbekannten Wallersteiner Amtsknechten, sondern bemerkten auch die Spuren einer Wachsamkeit bei vollen Weinkannen; ja sie fanden auch sogleich allerlei Brennmaterialien in der Stube, genug an Menge, um eine ganze Stadt in Flammen zu setzen.

„Michel, da haben wir das rechte Nest gefunden!" sagte ein Bewaffneter zu seinem Nebenmann. Ein anderer aber meinte: „Es wird wohl noch größere Brutvögel geben, als die da!" Ihrer vier pflanzten sich nun mit den Hellebarden vor die Gefangenen hin, welche sie in einer Ecke zusammengedrängt hatten, wo es der dicken Els Klara so hart ergieng, daß sie alle seidenen und sammeten Kleider und alle Herrlichkeiten verwünschte, wovon sie bisher alle Tage geplaudert und alle Nächte geträumt hatte. Die beiden Einspännigen mochten bei sich erwägen, daß sie außer den Thoren der Stadt besser daran sein dürften, als hier in der sichern Aussicht auf strenges Gericht der Nördlinger Rathsherrn; darum sahen sie sich einander bedeutungsvoll an und während zwei Bewaffnete ihr Gespötte hatten über das Schluchzen der Ammarei und über die Scheltworte, welche sie gegen die Els

Klara und ihre Verlockungen ausstieß, waren sie mit einem Sprung an der Thüre, stießen die daran stehenden Hellebardierer zur Seite und machten sich aus dem Staube. Nur Einer der Bewaffneten konnte sie verfolgen, weil auch die beiden Söhne des Hans Bös Lust bezeigten, es den Einspännigen nach zu machen und zu ihrer Festhaltung die ganze Kraft und Wachsamkeit der weitern drei Lanzknechte nöthig war. Draußen vor dem Thore hatte sich der Streit bereits gelegt, denn der Amtsbürgermeister ließ die Verfolgung der Wallersteiner sofort einstellen. Nur einen einzigen Söldner hatte man in Gefangenschaft gebracht und das war einer von jenen, welche bereits im Thore standen. Gerade der Rückzug des Hans von Einkurn mit seiner bewaffneten Schaar in die Stadt war aber den beiden Einspännigen zum Verderben. Denn sie liefen den Rückkehrenden in die Hände und wurden von diesen trotz aller ihrer Gegenwehr festgenommen. Zu ihnen wurden auch die übrigen Gäste des Thorthurmes gesellt und sobald man sich von dem Schrecken erholt und überzeugt hatte, daß von keiner Seite her der Stadt mehr Gefahr drohe, versammelte sich sogleich der hohe Rath, um die eingefangenen Thorwächter und Wallersteiner Amtsknechte in Verhör zu nehmen. Die Weiber der beiden Thorwarte gestanden den Verrath ein und erzählten bis in's Einzelne Alles, was geschehen sollte, den Untergang der Stadt und das Verderben der Bürger herbeizuführen. Ja, die Els Klara bekannte auch, daß die Brennmaterialien, welche sie vom Wallersteiner Schloß hereintrug, dazu bestimmt

waren, die Stadt anzuzünden, wenn der Widerstand der Bürger nicht leicht bewältigt werden konnte. Dabei behaupteten sie auf das Bestimmteste, daß sie sich in die Sache gewiß nicht eingelassen hätten, wenn nicht der Herr Stadtschreiber sie dazu beredet hätte. Dieser saß in Amtsmiene unter den Rathsherren und sein Zittern wie seine Verwirrung war längst aufgefallen. Aber nun wurde er vollends todtenblaß. Denn ehe er ein Wort hervorbringen konnte, war er schon auf Befehl des Amtsbürgermeisters ergriffen und sofort wurde er mit den übrigen Schuldgenossen in das Gefängniß abgeführt.

Zu Urtel und Spruch kamen die Richter der alten Zeit schneller als unsere Juristen und das ist ohne Zweifel ein Vorzug, den die alten Gerichte vor den neuern hatten. Aber daß man in der Bestrafung der Verbrecher eine unmenschliche Grausamkeit ausübte, das ist eine schwarze Seite der guten alten Zeit. Schon am 11ten Tage nach dem auf so wunderbare Weise entdeckten Ueberfall der Stadt Nördlingen durch den Grafen Hans von Wallerstein wurden Hans Bös mit seinen beiden Söhnen, Dult und Läßle, und Hans Lederer nebst den beiden Wallersteiner Einspännigen Hans Kastner und Kunz Werner als „gottlose Verräther, Bluthunde und Mordbrenner geviertheilt und über die Mauern gehenkt." Es war am Tage des heiligen Antonius, da dieses grausame Urtel über 6 Personen unter großem Zulauf des Volkes vollzogen wurde. Die beiden Weiber, Els Klara Bös und Ammarei Lederer, wur-

den acht Tage später, an Pauli Bekehrung, im Bleichgumpen ersäuft. Der Stadtschreiber aber wurde im Hospital in ewiges Gefängniß geworfen. Wußte er seine Mitschuld zu verkleinern oder schützte ihn sein vornehmer Stand, daß er nicht mit den übrigen Verbrechern gleiche Strafe erleiden mußte, das wissen wir nicht; halten aber dafür, daß er strafwürdiger war, als die andern. Den Wallersteiner Söldner, welcher als Gefangener eingebracht wurde, entließ man schon am andern Tage aus der Haft, da er nur als gehorsamer, treuer Kriegsknecht gethan, was ihm seine Obern befohlen hatten. Er hatte übrigens ausgesagt, daß nur das Geschrei des Schweines und der Ruf: „So G'sell, so!„ sie vom völligen Eintritt in die Stadt abgehalten habe. Wäre dieser erfolgt, so hätte es jedenfalls ein Blutbad gegeben, wenn auch der Graf nicht mehr Meister der Stadt geworden wäre.

Die Rathsherren ließen zum Andenken an die glückliche Rettung der Stadt von dem blutgierigen Ueberfall des Grafen Hans von Wallerstein einen Ritter in Stein aushauen mit einer Laterne in der Hand, zu dessen Füßen die Worte standen:

„Hans bei Tag und nicht bei Nacht!"

An der östlichen Ecke des Brodhauses war der Pranger angebracht und oberhalb diesem wurde dem steinernen Hans sein Platz angewiesen. Dem Lodweber Hans Dauser wurde die obere Pfründe im Spital angeboten als Dankbezeugung für seine der Stadt geleisteten wesentlichen Dienste. Er aber dankte mit den Worten: „Gott hat mir noch Kraft und Ge-

sundheit genug gegeben, daß ich mich und mein Weib und meine Kinder nach Nothdurft nähren kann. Sollte aber je Eins von meinen Nachkömmlingen in Noth und Leibesschwachheit gerathen, so wolle der hohe Rath diesem die Wohlthat erzeigen, die derselbe mir zugedacht hat." —

Eine Enkelin von ihm erhielt diese Pfründe und starb 1568. — Heute noch muß in Nördlingen der Wächter vom Thurme alle Viertelstunden des Nachts herabrufen: „So G'sell!" und von unten ruft ein anderer Wächter ihm entgegen: „So Gesell, so!"

Der Bäcker, dessen entlaufenes Schwein die Entdeckung des Verrathes herbeigeführt hatte, und der seinem Gesellen mit diesen Worten zurief, als er das Schwein bei den Ohren packte und nach Hause führte, ahnte weder, daß er mit diesem lobenden Zuruf die Söldlinge des Grafen von Wallerstein von ihrem entscheidenden Schritte zurückhielt, noch daß seine Worte auch in spätern Jahrhunderten der Wächterruf für die Stadt Nördlingen bleiben sollte. Dagegen ist d a s G e d ä c h t n i ß d e s D a n k e s g e g e n G o t t, welches die Rathsherren stifteten bei der wunderbaren Bewachung und Beschützung der Stadt durch des Herrn Hut, wohl längst außer Gebrauch gekommen.

Es mußte nämlich alljährlich am 6. Januar ein Dankgottesdienst für die gnädige, göttliche Bewahrung der Stadt gefeiert werden. Nach der Reformation war dieser Gottesdienst eine Predigt.

Eine solche Predigt, die nun schon vor weit mehr als hundert Jahren zum Gedächtniß der erzähl-

ten Geschichte gehalten wurde, fiel mir in die Hände und ich habe daraus meine Erzählung genommen. Sie ist wahrscheinlich nie gedruckt worden, denn nur in einer Handschrift kam sie mir zu. Und die lieben Leser werden mir auch gerne noch zuhören, wenn ich ihnen aus dieser Predigt einiges zur Lehre und zur Stärkung im Glauben an Gottes hülfreiche Vatertreue vorpredige. Ich halte wenigstens dafür, daß das Beste von meiner Geschichte erst kommt und hoffentlich auch an die Leser kommt.

Zum Text wählte der alte Prediger Hiob V, V. 12—15. Ich will ihn aber hier nicht abdrucken lassen, weil ich fürchte, es möchten mir die lieben Leser zürnen, wenn ich ihnen eine so gute Gelegenheit, die Bibel aufzuschlagen und meinetwegen gleich ein Paar Kapitel über den Text weiter hinaus zu lesen, nehmen würde. Aus dem angezeigten Text stellte der Prediger seinen Zuhörern vor: „Den wunderthätigen Gott als Schutz in der größten Noth.“ —

„Vier Hansen, sagte er, „haben sich zusammengethan, unsere Stadt zu verderben.“ Und nun erzählt er, was meine Leser bereits wissen in drei Theilen seiner Predigt. In jedem Theil aber macht er die Wendung seines Vortrags mit den Worten:

„Gottes Schutz war in der Stadt zu Haus
Und sprach: ihr Hansen es wird nichts daraus!“

Er macht auch aufmerksam, wie Gott durch zwei Hansen vier Hansen geschlagen hat und daß gerade sechs Hansen in der Geschichte vorkommen, da-

durch Gottes wunderbare Hut, Hilf und Treue so herrlich gezeigt wurde.

Ferner führt er aus, daß Gott überall Mittel und Werkzeug finde, die Seinen zu schützen. „So muß es auch“ — fährt er fort — „dem großen Hansen von Wallerstein eine ewige Schande sein, daß ihn Gott nicht gewürdigt, daß ein ehrlicher Mann seine listigen Anschläge entdeckt, sondern daß Gott nur eine Sau darzu brauchte. Da sieht man ja:

Gottes Schutz war in der Stadt zu Haus
Und sprach: Du Narrenhans, Dein' Sach ist aus.

Endlich schließt er also:

„Gott ist der Armen Schutz, ein Helfer in der Noth und machet zu Nichte die listigen Anschläge der Gottlosen. Ei so lasset uns ihm dankbar sein, daß wir ihn mehr und mehr fürchten, lieben und vertrauen. Lasset uns diesen wunderbaren Schutz Gottes unsern Kindern und Kindeskindern erzählen, daß auch sie Gottes Treue und Güte erkennen und in allen Dingen ihm vertrauen. Endlich bringt ja Gott durch unsern Herrn Jesum Christum alle, die ihm vertrauen, in seine himmlische Stadt und in die Häuser des ewigen Friedens. Bring' uns auch dahin, Du Dreieiniger Gott! Amen.“

Der Hasenjörgle von Oppertshofen.

1.

Die Jagd eines Bauern und ihre Folgen.

Auf den Höhen, welche den Kessel des Rieses im Süden von dem Donaugebiete scheiden, stehen kräftige Laubwaldungen, deren frisches Grün nur hie und da dunklere Stellen zeigt, die durch eingestreutes Nadelholz gebildet werden.

Der breite bewaldete Gebirgsrücken trägt mehrere Ortschaften, deren Bewohner sich vom Feldbau gut nähren. Denn die Höhen, welche weißen Jura zur Unterlage haben, sind dem Getreidbau günstig. Und im Süden und Osten des Rieses findet man nur weißen Jurakalkstein, während im Westen brauner und schwarzer Jura vorherrscht. Noch im vorigen Jahrhunderte und bis zu dem allgemeinen Vertilgungskriege, der vom Jahre 1848 an gegen alles Wild der Wälder und Felder geführt wurde, waren die Wälder dieser Gegend auch reichlich von jagdbarem Wilde bewohnt, weshalb hie und da ein Jagdschloß oder Jägerhaus der Fürsten von Oettingen-Wallerstein, denen das Gebiet zugehört, entweder ein Dorf schmückte oder einsam in Waldesdunkel den Wanderer überraschte. Nur von diesen Dörfern oder Jägerwohnun-

gen mit ihren Feldern und Gärten wird der Wald dieser Höhen unterbrochen und bildet da immer einen anmuthigen Saum gegen ein Wiesenthal oder eine getreidreiche Aeckerreihe.

An einem solchen Waldsaume stand in frühester Morgenstunde des 20sten Septembers im Jahre 1770 ein Jägerbursche mit gespannter Büchse. Der Wiesengrund, an welchem der Wald mit seiner westlichen Seite stieß, war von einem Bächlein durchschnitten, das sich nach Süden in den größern Kesselbach bei Bissingen ergießt. Daß hier Edelhirsche und Rehe herauswechseln, um an dem Bache den Durst oder an dem Grase der Wiesen und an den Saaten der gegenüberstehenden Felder den Hunger zu stillen, ließ sich erwarten. Doch heute schien der Jägerbursche umsonst seinen Schlaf zum Opfer gebracht zu haben und bereits fieng er an, zu murren über das Gethiere, das nicht kommen wollte, wie er wünschte. Schon schickte er sich an, fortzugehen; da hörte er plötzlich Etwas durch das Dickigt durchbrechen, und schußfertig stellte er sich einige Schritte vorwärts neben ein niedriges Gesträuche von Masholder. Der Wald ragte einige hundert Gänge südlich vom Jägerburschen weiter in die Wiesen hinein und bildete von dessen Standpunkte aus bis zu jener Stelle einen Bogen. In der Mitte dieses Bogens trat alsbald ein stolzer Hirsch hervor, der sich bedächtig umsah, als wolle er die Sicherheit des Ortes prüfen. Aber kaum war er schußgerecht gekommen, so erfolgte auch der sichere Schuß des lauernden Jägers mit einem Knall, der fast für

Ein Gewehr zu groß war; der Edelhirsch machte einen gewaltigen Sprung in die Höhe und sank dann zusammen.

In demselben Augenblicke fiel auch der Jägerbursche mit dem Schmerzensrufe: „Ach Gott!" zu Boden und sah nichts mehr von dem verendenden Hirsch und hörte nichts mehr von dessen Geächze.

Von der südlichen Seite des Waldbogens her sprang hastig ein Schütze, der sich freute seines gelungenen Schußes, aber mit sichtbarer Aengstlichkeit umherblickte, als er auf seine Beute zulief. Daß er kein Jäger war, zeigte seine Kleidung. Denn er trug schwarze Lederstiefeln, welche bis an die Kniee heraufreichten, kurze lederne Beinkleider und einen breitkrämpigen, an zwei Seiten aufgebogenen Filzhut, was zusammen auf einen Landmann der Umgegend schließen ließ. Von Gestalt war er untersetzt und kräftig, ohne gewöhnliche Mannesgröße zu überschreiten, aber doch verrieth er eine Gelenkigkeit in seinen Bewegungen und eine Entschlossenheit in seinen Mienen, die man bei Leuten seines Standes nicht gewöhnt ist. An Lebensalter mochte er in den ersten dreißiger Jahren stehen. Seine ängstliche Hast, mit welcher er auf den Hirsch zulief, machte bald einem betroffenen Staunen Platz. Denn er bemerkte, daß die Schußwunde nicht auf der Seite war, von welcher seine Kugel herkam, sondern auf der rechten. Schon war er in seinen erschreckten Gedanken auf die Meinung gekommen, daß hier der leidige Satan in seinem Gesellen, dem wilden Jäger, ihm einen Dienst

thun und so seine Seele fangen wollte, als er seine Augen nach der entgegengesetzten Seite des Waldes richtete, wo sich ihm ein Anblick zeigte, der ihn noch mehr Schrecken bereitete, als die unerklärliche Schußwunde des verendeten Wildes. Denn neben einem niedrigen Gesträuche lag ausgestreckt wie todt ein Jägerbursche, der seine Büchse gerade vor sich zu Füßen liegen hatte. In seinem Schrecken hierüber ging er fast unbewußt auf den Todten zu. Aber als er sich bis auf zwanzig Schritte genähert hatte, rief er mit lauter Stimme: „Um Gotteswillen, das ist ja der Jägerfritz von Thurneck!" Schon im nächsten Augenblicke durchblitzte ihn ein Gedanke, der ihm die Schußwunde des Hirsches auf der rechten, seiner eigenen Kugel abgekehrten Seite, und den Tod des Jägerfritz in furchtbaren Zusammenhang und in entsetzliches Licht stellte.

„Den Fritz hat meine Kugel getroffen!" so sprach er bebend und leise vor sich hin, als fürchtete er sich, die Bäume in Kenntniß seiner schlimmen That zu setzen. Unschlüssig stand er da. — Sollte er sich selbst in Sicherheit bringen oder den Jägerfritz näher besehen, ob nicht Hoffnung zu seiner Rettung vorhanden sei? — Jenes ohne dieses kam ihm wie ein zweites Verbrechen vor und dieses ohne jenes konnte ihn schnell der strafenden Gerechtigkeit in die Hände liefern. Es ergriff ihn eine erschütternde Qual der Wahl bei der Angst und den Vorwürfen seines Gewissens, das ihn so bestimmt und entschieden als Dieb und Mörder bezeichnete.

Endlich schritt er mit den Worten: „Es ist dein Freund und Kamerad!“ entschlossen auf den Leichnam zu. Seine Büchse warf er in das Gebüsch und in der nächsten Minute stand er mit gefaltenen Händen vor dem Todten.

Ja, er war von seiner Kugel getroffen, die den Hirsch fehlte! Das war dem Bauersmann eine ausgemachte Sache, und Verzweiflung wollte ihn ergreifen, wenn er bedachte, daß er der Mörder seines Freundes geworden sei. Zwar geschah dies ohne Absicht und Willen, allein es geschah auf dem verbotenen Wege der Wilddieberei, wovon ihn heute sein treues Eheweib unter ganz besonders vielen Thränen zurückhalten wollte. „O Marget hätte ich dir gefolgt!“ so rief er aus und Thränen rieselten ihm über die Wangen herab. Aber plötzlich fiel ihm auf, daß gar keine Blutspur neben dem Todten zu sehen sei. „Hat er sich denn ganz nach Innen verblutet und ist die Kugel ins Herz gedrungen?“ so fragte er sich und ein kalter Schauer durchlief ihn, als er untersuchen wollte, wo die Kugel hineingedrungen sei. Er zog die Hände wieder an sich, die er schon ausgestreckt hatte, um den getödteten Freund von der Erde aufzunehmen. Allein es mußte doch geschehen, und sobald er ihn berührte, merkte er, daß noch Wärme im ganzen Leibe verbreitet sei. Dies gab ihm Hoffnung auf mögliche Rettung. Und ein freudiges Staunen erfüllte ihn, als er nirgends eine Spur entdecken konnte, wo die Kugel eingedrungen wäre.

In zitternder Eile öffnete er Weste und Hemd, fand aber nicht die geringste Verwundung. Während er in Gedanken über diese unbegreifliche Wahrnehmung einen Augenblick in der ferneren Untersuchung des Leichnams inne hielt und seine Augen voll Thränen auf das Antlitz des Todten richtete, glaubte er bei diesem ein leises Zucken mit den Lippen und ein Bewegen der Augenlider zu bemerken. Und wirklich schlug dieser jetzt auch die Augen auf. Freude über das Leben seines Freundes ließ den Bauersmann in den lauten Ausruf ausbrechen: „Gott sei Lob und Dank!“ Aber Furcht und Sorge wegen seiner unrechtmäßigen Anwesenheit und der zweifellosen Schuld an der noch unerklärten Lage des Jägerfritz schnürte ihm gleich wieder das Herz mit Angst fast bis zum Ersticken zusammen. Endlich brachte er doch die Worte über die Lippen: „Fritz, was ist dir? wo fehlt's dir?“ Bei dieser Anrede erwachte der Jägerbursche aus seiner schweren Ohnmacht und indem er den um ihn Beschäftigten erkannte, sagte er leise: „Du bist's!“ Hierauf deutete er mit seiner Hand auf die Stelle seines Leibes, wo der Riemen des Hirschfängers, den er trug, von einer breiten, messernen Schließe zusammengehalten wurde. Der Bauersmann verstand das Zeichen und öffnete schleunig die Schließe. In demselben Augenblick fiel auch eine ganz platt gedrückte Bleikugel herab, welche zwischen dem Riemen des Hirschfängers und dem dichten Tuche des Rockes gelegen sein mußte. Mit einem Blick auf die Messingplatte und auf die Kugel, welche er in der Hand

hielt, war ihm alles klar geworden, was ihm bisher noch unbegreiflich schien.

Offenbar hatte die Kugel seiner Büchse den Hirsch verfehlt und war bis zum Freund vorgedrungen, an dem sie auf die starke metallene Schließe des Riemens schlug und zwar, wie man sehen konnte, ziemlich am obern Rande der Messingplatte. Von da gleitete die Kugel ab und blieb, weil sie doch schon in bedeutender Entfernung abgeschossen wurde und auch in ihrer Kraft durch das Metall Schwächung erlitt, in dem Tuche des Rockes stecken. So war es nur die Erschütterung und der Druck auf die Magenhöhle durch Kugel und Metallschließe, was den Jägerburschen in eine dem Tode ähnliche Betäubung stürzte. Nun richtete sich dieser auf und sah wie aus einem tiefen Schlafe erwacht, um sich. Erst nach und nach als seine Blicke auf den in der Nähe liegenden Hirsch fielen, schien ihm klarere Erinnerung an das Vorgefallene und helleres Bewußtsein zu kommen. „So — das ist doch getroffen?“ fragte er. „In demselben Augenblick, als ich Feuer gab, erhielt ich einen so gewaltigen Schlag hierher an den Magen, daß ich zusammensank. Wie lange ist's denn wohl, seit ich da liege? Ist nur ein Glück für mich, daß du hierher kamst, Jörgle, — sonst wäre ich wohl doch im Tode geblieben. Aber was hat dich denn daher getrieben, — so abseits von dem Wege? — Hast etwa den Schuß gehört?“ Gerade diese Frage brachte den Bauersmann, dessen Namen, „Jörgle“, wir nun kennen, wieder in große Verlegenheit und Angst. Er

wußte nicht gleich eine Antwort zu geben. Darum suchte er abzulenken und sagte: „Fritz, Du bist noch schwach. Hast keinen Trunk in Deiner Waidtasche?“ „Nein — gar nichts!“ erwiederte dieser. „Aber Stillnau ist nicht fern. Da könntest mich wohl hinführen.“ Eine neue Verlegenheit für den Bauersmann. Sollte er dem Jägerfritz und den Leuten in Stillnau eine Lüge sagen? Die Bleikugel hatte er zwar, ohne daß es der Jägerfritz bemerkte, in seiner Tasche verborgen. Allein an der metallenen Schließe des Hirschfängers war ihre Spur zu sehen und der Vater des Jägerfritz, der alte Förster in Thurneck, würde daran bald entdeckt haben, woher der Schlag auf die Magenhöhle seines Fritz und dessen plötzliche Ohnmacht rührte, wenn ihm dieser sein Erlebnis erzählt hätte. Diese Entdeckung wäre für den Jörgle jedenfalls gefährlich gewesen. Und wie hätte er seine Büchse aus dem Gebüsche sicher nach Hause bringen sollen? Welche Angst würde seine Hausfrau haben müssen, die von seinem Ausgang auf Wilderei wußte und ihn vergeblich davon abzuhalten suchte, wenn die Geschichte mit dem Jägerfritz auch ihr bekannt würde? Diese Gedanken durchzogen in schneller Aufeinanderfolge sein Inneres und erschütterten ihn so, daß er ganz stumm und in sich versunken vor dem Jägerfritz stehen blieb, bis dieser ihn mit stärkerer Stimme, als vorher, anredete: „Nun was ist's denn Jörgle? Was sinnirest?“ Bei dieser Frage brach der Bauer plötzlich in lautes Schluchzen aus und fiel auf die Kniee nieder neben dem sich auf-

richtenden Jäger, wobei er zugleich in die Worte ausbrach: „Ich muß dir alles gestehen, Fritz; aber habe Erbarmen mit meinem armen Weibe und mit meinen kleinen Kindern!“ Und nun erzählte er den ganzen Hergang des Vorfalls, wie er sich ihm aus seinem Thun und aus seinen Wahrnehmungen klar und deutlich ergeben hatte. „Aus einem Wilderer wäre ich ein Mörder, der Mörder meines liebsten Freundes von Jugend auf, geworden, wenn nicht die allmächtige Hand Gottes die Sache wunderbar zu deiner Rettung geleitet hätte. Ach, hätte ich meinem Weibe gefolgt, die mich oft unter Thränen bat, von der Jägerei zu lassen!“ So schloß der Bauer seinen Bericht. Der Jägerfritz war dabei sichtlich bald von Staunen, bald von Rührung ergriffen. Als nun Jörgle unter Thränen und Seufzen sein Geständniß abgelegt hatte, erhob sich Fritz ganz rüstig, ohne noch die geringste Spur seiner frühern Ohnmacht zu zeigen, und sprach, indem er seine rechte Hand dem Jörgle entgegenstreckte: „Jörgle, hier hast du meine Hand drauf, daß Niemand je von diesem Vorfall etwas erfahren soll! Dir wie mir hat Gott einen Ruthenstreich und einen Wink gegeben. Aber seine Gnade hat uns nicht verderben wollen. Schau, Jörgle, ich weiß wohl, daß ich dich immer zur Jagd verlockt und die Lust dazu in dir geweckt und genährt habe. Deine Marget aber hab ich ausgelacht, wenn sie weinte, so oft ich dich abholte in den Wald. Und ein rechter, ausgemachter Wilddieb bist du noch lange nicht, Jörgle; sonst hättest du mir, ohne umzusehen, was mir fehlt, wie ich als

todt da lag, noch einen Schuß versetzt und mich in das Gebüsch gesteckt. Jörgle, ich bin frisch, wie ein Hecht im Wasser; darum geh' ich allein meiner Weg und Du thust desgleichen. Deine Marget aber grüß mir schön und sag ihr, daß ich sie nimmer auslachen will, wenn sie weint."

Der Jörgle drückte Fritzens Rechte in seinen beiden Händen und sagte: „Ich will Dir's in Ewigkeit danken, wenn Du mich nicht anzeigst und zu Schanden machst. Und daß ich nimmer auf die Jagd gehen kann, auch nicht mit Dir oder einem andern Jäger, geschweige allein und als Wilddieb, so sollst Du gleich meine Büchs haben und für Dich behalten." Nach diesen Worten sprang er fort an die Stelle des Waldes hin, wo er sein Gewehr verborgen hatte und brachte es dem Jägerfritz. Aber dieser war inzwischen auf seine eigene Büchse gestützt nachdenklich da gestanden und sagte nun: „Jörgle, das geht nicht an, daß ich Dein Büchs mitnehm. — Ich müßt' ja doch meinem Vater sagen, wie ich dazu gekommen bin. Das darf ich aber nicht."

„Da hast Du Recht, Fritz!" stimmte Jörgle bei und ganz ruhig fuhr er fort: „Du sollst aber auch sehen, daß es mir heiliger Ernst ist mit dem Vorsatz, nie mehr einen Schuß zu thun." Hierauf ging er an eine nahe stehende starke Eiche und zerschlug daran sein Gewehr, ehe es der Jägerfritz verhindern konnte, der mit den Worten herbei gesprungen war: „Wirst doch die gute Büchse nicht zerschlagen, Jörgle!" Aber dieser las schon die Trümmer zusammen und warf sie

weit weg in das Dickigt eines jungen Nadelholzes. Dasselbe that er mit seinem Pulverhorn und Schrotbeutel. —

„So, jetzt ist der Waldlust und Jagdfreude ein Ende gemacht!“ — sagte er, indem er ganz freudig und wie von einer drückenden Last befreit aufathmete. „Und wir zwei können nun weit aufrichtigere Freunde sein.“

„Jörgle, behüt Dich Gott! sagte der Jägerfritz bis zu Thränen gerührt über seines Freundes festen Entschluß und Ernst. „Einkehren muß ich aber doch noch bei dir.“ So schieden diese von einander und es ist nun Zeit, über den Bauersmann Jörgle unsern Lesern Näheres zu berichten. Daß er derselbe ist, welchen wir in der Aufschrift unserer Erzählung den Hasen-Jörgle von Oppertshofen nennen, werden sie sich schon längst gedacht haben. Es schreibt sich aber dieser Name, unter welchem er in der ganzen Umgegend bekannt war, von seiner Lust zum Waidwerk her, die er von früher Jugend an zeigte und worin er sich auch solches Geschick erworben hatte, daß er selbst von den Jägern zu jeder Jagd beigezogen wurde. Geweckt wurde diese Lust in ihm durch die großen Jagden, welche die Fürsten und Herren von Oettingen-Wallerstein von Zeit zu Zeit in ihren wald- und wildreichen Gebieten anstellten und wobei immer die gesammte Unterthanenschaft das Geschäft der Treiber üben mußte. Knaben von 10—12 Jahren wurden dazu für tauglich erfunden und ihnen war so ein Treibjagen schon deßhalb eine große Freude, weil sie

dabei der Schule entbunden waren. Jörgle war schon als Knabe einer der anstelligsten und eifrigsten Treiber und oft, wenn ein Schütze fehlte, rief er ärgerlich aus: „Ei, wie ungeschickt! der hätte mir seine Flinte geben sollen!“ Er mochte etwa 14 Jahre alt sein, als einmal der Jäger von Thurneck eine solche Aeußerung von ihm hörte. Ihm war der rührige Junge schon bekannt von früheren Jagden her und er sagte deßhalb mit Lächeln: „Jörgle, wenn die Jagd vorüber ist, darfst du einen Schuß aus meines Fritzen Flinte thun; da will ich sehen, ob du etwas triffst.“ Nach beendigter Jagd trat der Junge keck vor den Jäger hin und sprach: „Nun lasset mich auch meinen Schuß machen!“ Dieser hätte seiner im Scherze gemachten Zusage nicht mehr gedacht. Aber jetzt rief er seinem Fritz, einem Knaben von zehn Jahren zu: „Gieb dem Jörgle da die Flinte! Er soll zeigen, ob er den Büschel Tannenzapfen dort in der Spitze jenes Baumes trifft.“ Der Jörgle nahm die dargereichte Flinte; im nächsten Augenblicke gab er Feuer und zwei oder drei Tannenzapfen fielen vom höchsten Gipfel herab.

„Junge, du gäbst einen guten Schützen!“ sagte lachend der Jäger. Von nun an war aber auch die Freundschaft zwischen seinem Fritz und dem Jörgle geschloßen und so oft der Fritze mit seinem Gewehr allein in den Wald gieng, holte er den Jörgle in Oppertshofen ab und nahm ihn mit. Jörgle's Vater, der damals noch lebte, eiferte freilich dagegen, aber der Bube wußte sich vom Hause wegzuschleichen und

es kam ihm auch auf eine Tracht Schläge nicht an, wenn er nach Hause zurückkehrte. Mit den Jahren nahm seine Jagdlust zu und als der Vater mit Tode abgegangen war, kaufte er sich selbst ein Gewehr, so daß er nun stets als Schütze zu den Jagden beigezogen wurde und mit dem Jägerfritz allein auf den Anstand gieng. Als er etwa 25 Jahre alt war, mußte er heirathen und sein Söldengut übernehmen. Er wäre viel lieber ein Jäger geworden. Seine Frau, die Marget, meinte, das Jägdle wolle sie ihm schon abgewöhnen. Aber sie hatte sich getäuscht in ihrem Vertrauen auf ihre Ueberredungskunst. Und als sie anfing zu keifen und zu zanken, war es schon gar aus. Auch wenn er nicht von den Jägern und von seinem Freunde, dem Jägerfritze, so oft aufgefordert worden wäre, hätte er sich nicht im Hause zurückhalten lassen. Denn je mehr es mit seinem Hauswesen abwärts gieng, und je größer die Schuldenlast auf seinem Gütlein wuchs, desto lieber streifte er mit der Flinte im Walde herum, wozu er die Erlaubniß hatte. Und daß hie und da ein Häslein oder auch ein Rehböcklein auf seine eigene Rechnung verkauft und nicht gegen das Schußgeld an die Jäger abgeliefert wurde, konnte ihm nicht aufhelfen. Gerade aber dagegen sträubte sich seine Marget auf's heftigste, weshalb der Jörgle den Erlös aus gestohlenem Wilde ganz für sich behielt und sich dafür nach überstandenen Jagdbeschwerden in den Wirthshäusern wieder eine Güte that. Die Jäger sahen ihm nicht genau auf die Finger, denn sie konnten ihn gar gut brauchen, weil keine Anstrengung ihm

zu groß und keine Mühe ihm zu sauer war, wenn es galt, auf Hirsche oder Wildschweine zu jagen.

Ach, die arme Marget stellte sich oft mit aufgehobenen, flehenden Händen vor ihn hin, wenn er zur Nachtszeit mit der Büchse auf der Schulter fort wollte. Sie hielt ihm ihre zwei Kinder vor, ein Mägdlein und ein Knäblein, und prophezeite ihm Unglück und Gottes Strafe; — aber alles vergebens. Oefters zwar war er gerührt und faßte den Vorsatz, sein Gewehr nicht mehr anzurühren, aber wenn sich im Winter ein Häslein in die Nähe des Dorfes verlief, so war sein guter Vorsatz vergessen und es trieb ihn hinaus mit der Flinte. Oder wenn der Jägerfritz kam und lud ihn ein, so konnte er nicht widerstehen und das arme Weib hatte das Nachsehen, und die Hausarbeit blieb ihr allein.

„Hasenjörgle" wurde deßhalb mehr und mehr sein Spottname unter den Landleuten der Umgegend, je tiefer sein Haus und seine Felder in Verfall geriethen.

Den Stand und den Wechsel des Hochwildes kannte er in einem weiten Umkreise genau. Und daß von dem Hirsch, den er am Morgen des erwähnten Unglückstages zu erlegen ausgieng, auch sein Freund, der Jägerfritz, schon Wind hatte, wußte er nicht. Dieser war ja seit einiger Zeit nicht mehr zum Jörgle ins Haus gekommen, weil ihn dessen Frau mit vielen Thränen gebeten hatte, als er das letzte Mal dort war, er möchte doch sie und ihre Kinder durch Verführung ihres Mannes nicht in noch größeres Elend

stürzen. Es war um die achte Morgenstunde, als der Jörgle seiner Wohnung sich nahte. Schon längst war er besorgt beim Gedanken an sein Weib, die ohne Zweifel in großer Angst schweben werde seines langen Ausbleibens wegen. Und wie er ihr die ganze Geschichte von dem, was er that und was ihm begegnete im Walde, beibringen sollte, ohne sie allzusehr in Schrecken zu versetzen, — das beschäftigte sein Nachdenken. Aber er konnte nur über das Eine mit sich fertig werden, daß er ihr nichts verheimlichen, sondern Alles bekennen wolle, und ehe er in seinen Garten, der hinter dem Hause auf die Felder hinausgieng, eintrat, sah er seine Marget schon an der Umzäunung stehen. — Sie hatte sich nach einer andern Seite gewendet, und suchte mit ihren Blicken offenbar seine Rückkunft zu erspähen. Erst als sie seine Tritte hörte, wandte sie sich um, und ihr tiefes Aufseufzen, das gleichwohl eine Befreiung von einer schweren Last verrieth, sowie ihre in Thränen schwimmenden Augen zeigten deutlich, was ihr Inneres bewegt hatte und was sie litt.

„Darf ich dich doch noch einmal sehen, Jörg? — Mir war's immer heut, als brächt' man Dich todt in's Haus zurück.“ Diese Worte brachte sie noch hervor, dann aber erstickte ein Thränenstrom ihre Stimme; sie nahm die Schürze vor die Augen und schluchzte laut.

Inzwischen war der Jörg an sie herangetreten und hatte mit einer halberstickten Stimme ein leises „Grüß Gott!“ hervorgebracht, das ihr so unerwartet

und so seltsam vorkam, daß sie schnell die Schürze von den Augen that und ihn forschend anblickte. Sonst hatte er sie jederzeit rauh und hart angefahren, wenn er von einer Jagd zurückkam und ihre Thränen bemerkte. „Hast g'nug gehaunt?" „Na, d'Mäus brauchen Wasser!" „Jetzt sei still, oder ich geh' gleich wieder fort!" Das waren die Reden der besten Art, die sie gewöhnlich vernehmen mußte, darum machte sie heute das sanfte weiche „Grüß Gott!" ganz betroffen. Sie bemerkte auch gleich in dem Antlitz ihres Mannes, daß etwas ganz besonderes vorgegangen sein müsse; aber ehe sie einen neuen Schreckensgedanken fassen konnte, ergriff er ihre Hand und sagte: „Marget, komm nur in die Stub', ich hab' dir heut' viel zu sagen und mit Gottes Hilf' soll's was Gut's sein." So freundlich war sie noch nie von ihrem Manne behandelt worden, darum war sie auch ganz erstaunt darüber und gieng voller Erwartung neben ihm her durch den Garten in das Wohnzimmer. Wie der Jörgle seinem Weibe Alles erzählte, was geschah bei seinem diebischen Nachtgang, wissen wir nicht. Aber das wissen wir, daß alle Bewohner von Oppertshofen gar nicht fertig werden konnten, sich zu verwundern über die neue Lebensweise des Hasenjörg. Denn von nun an war er der erste am Morgen bei der Feldarbeit und der letzte am Abend beim Heimgang. In einem Wirthshause sah man ihn nur höchst selten, und im Walde mit der Flinte auf der Schulter gar nicht mehr. Dagegen war er Sonntags der fleißigste und aufmerksamste Zuhörer in der Predigt und Chri-

stenlehre, versäumte auch in der Woche keine Betstunde und am Sonntage Abends hörte man ihn laut eine Predigt in seinem Hause vorlesen. Die Leute zerbrachen sich die Köpfe über die Ursache dieser Aenderung im Leben des Hasenjörg, und brachte die eine Nachbarin heraus, daß er durch einen „Gaischt" (Gespenst) abgetrieben worden sei vom Waldstreifen und Jagen, so wußte die andere, daß seine Marget von einer Zigeunerin die Hexerei gelernt und ihm es nun angethan habe, daß er sich nicht mehr getraue, eine Flinte zu ergreifen. Der Steffesbauer dagegen, der schon längst darauf speculiert hatte, wie er des Hasenjörg Garten und Haus zu seiner Inwänd ziehen wolle, wenn dieser an die Gant komme, und der nun sehen mußte, wie der Fleiß, die Anstrengung, die Sparsamkeit, Gottesfurcht und Geschicklichkeit des Hasenjörg auch reichen irdischen Segen brachte, war so gewiß, als wenn ers protokollirt hätte, daß der Hasenjörg sich dem Teufel verschrieben habe und von diesem Geld erhalte und daß sein Kirchengehen und Bibellesen und Beten eitel Spiegelfechterei, Schein und Spott sei.

Der Hasenjörg selbst sprach nur mit seinem Pfarrer über die Ursache seiner Lebensänderung und von diesem weiß ich, daß er lediglich dem treuen anhaltenden Gebet seiner Marget und der Gnade Gottes seine Bekehrung und Rettung zuschrieb. „Ihr Gebet bewirkte, daß Gottes Hand die tödtliche Kugel unschädlich machte und mich keinen Mord begehen ließ, daß die Schrecken des Mordes und Todes mich gleich-

wohl mächtig ergriffen und daß ich auch spätern Versuchungen zum Rückfall in meine frühere böse Lust siegreich widerstehen konnte. Aber wie hat sie auch gebetet, als ich nach Hause gekommen war und ihr die Geschichte haarklein erzählt hatte und als sie mich ins Kämmerlein nahm und wir beide auf den Knieen lagen! Nein, wie ihrs da vom Herzen gegangen und über die Lippen geflossen ist das Danken, Bitten und Flehen, — ich hab' nur g'rad'naus weinen können dabei; und ich sag's Ihm, Herrle, das Weib, das recht beten wollt', könnt' jeden keinnützigen Mann 'rumbringen. Wenn mir seither wieder eine Unlust zum Bauerngeschäft und eine böse Lust zum Jägdeln kommen ist, hab' ich's nur meiner Marget gesagt und hab verlangt, sie solle mir helfen beten und ringen. Und so ist's, Gott sei Lob und Dank! bis Dato mit mir und meinem Hauswesen immer besser worden." Dies sagte und bekannte der Hasenjörg seinem Pfarrer. Aber der alte Mann fügte bedachtsam hinzu: „Jörgle, der Teufel ist nicht blos ein brüllender Löwe, sondern auch ein lauernder, listiger Jäger. Darum ziehet an den Harnisch Gottes, daß Ihr bestehen könnet gegen die listigen Anläufe des Teufels. Und noch Eins! Es ist wahr, Jörgle, Sein Hausstand ist gesegnet und Sein Fleiß und Sein Verstand ist zu loben. Aber der selige Doctor Luther sagt: der Mensch gleicht einem trunkenen Bauern. Wenn man diesen von einer Seite auf den Gaul 'naufhebt, fällt er auf der andern Seite wieder herunter."

2.

Die Jagd eines Fürsten.

Im Herbste des Jahres 1775 hielt der Fürst von Wallerstein Beilager mit einer Prinzessin von Thurn und Taxis und der Einzug der jungen fürstlichen Gemahlin in ihr neues Schloß Hohenaltheim sollte unter andern Festlichkeiten auch mit einer großartigen Jagd gefeiert werden. Der Fürst war selbst ein leidenschaftlicher Jäger; 116 Jagdhunde bildeten seine Meute und der große würtembergische Jagdorden, den er trug, konnte als Zeichen gelten, daß er an Verwegenheit auch dem tollkühnsten Wildmeister nicht nachstand. Der Plan zu der großen Jagd, welche der jungen Fürstin eine absonderliche Augenweide bieten sollte, war vom Fürsten selbst entworfen.

Am südöstlichen Winkel des Rieses hat sich die Wörnitz, vereint mit der Eger, ein Rinnsal durch den Höhenzug des weißen Jura gebildet, um sich in die Fluthen der Donau zu stürzen. Dieses Rinnsal der Wörnitz, das bei dem Dorfe Heroldingen beginnt, war wohl auch der Durchbruch des Seees, welcher offenbar die jetzige 18 Stunden im Umfang betragende, fast kreisrunde Ebene „das Ries" in grauer Vorzeit bedeckte. Eine kleine Strecke vom Eintritt der Wörnitz in diese Jurazerklüftung oder in den Durchbruch des ehemaligen Seees, erhebt sich als Ende des schwäbischen Jura westlich der Bock bis zu 1809 Fuß Höhe und dessen westliche Ansteigung bildet die Hü-

gelreihe bei Kleinsorheim. Von da an kann man die Ebenen des Rieses nach allen Richtungen hin übersehen. Gleich vor dem Fuße dieser Höhen war der Sabelweiher und vor ihm breitet sich eine schöne Wiesenfläche aus. Dieser Platz wurde vom Fürsten ausersehen zum großen Schauspiel einer seltenen Jagd. Von den waldreichen Höhen im Süden und Westen hinter Sorheim sollten die Hirsche und Wildschweine in weiter Umkreisung zusammengetrieben, in einem errichteten Zeug eingeschlossen und von den Höhen herab in den Sabelweiher gesprengt werden. Ueber dem Weiher selbst war eine Fallbrücke errichtet, durch welche das herbei getriebene Wild fallen mußte. Hirsche und Rehe sollten im Weiher schwimmend erlegt werden, die Wildschweine aber wollte man durch den Weiher schwimmen lassen und dann erst auf der unter dem Weiher befindlichen Wiese abfangen.

Zur Ausführung dieses fürstlichen Jagdplanes brauchte man viele sachverständige und entschlossene Leute, weshalb man sein Augenmerk besonders auf den Hasenjörg in Oppertshofen richtete. Allein dieser hatte bisher so beharrlich jede Theilnahme an einer Jagd abgeschlagen und dabei eine so auffallende Aenderung seines ganzen Benehmens an den Tag gelegt, daß die fürstlichen Jäger aus ihm gar nicht klug werden konnten. Nur sein Freund, der Jägerfritz von Thurneck, wußte die Ursache seines veränderten Wesens und konnte ihn auch verstehen. Denn auch er war seit jener wunderbaren Rettung aus naher Todesgefahr von dem Wehen des heiligen Geistes

berührt, und da er öfters bei dem Hasenjörg einkehrte, so wurde er durch den frommen Sinn der Marget und durch den sichtbaren Frieden und Segen Gottes im Hause derselben immer mehr zur Ueberzeugung gebracht, daß lebendiger Christenglaube und wahre Frömmigkeit allein glücklich machen und jede Berufsart heiligen und segnen könne. Er besprach sich mit dem Jörg über seine innern Erfahrungen und dieser rühmte auch ihm die Frucht des Gebetes an seiner Seele. Dabei hatte er ihm einmal die Aeußerung Luthers mitgetheilt, wodurch ihn der Pfarrer warnte vor andern Sünden, nachdem er die böse Jagdlust sammt ihrem ganzen Gefolge besiegt und abgelegt habe. Dieses Gleichniß vom trunkenen Bauer hatte wie auf den Jörg so auf den Fritz tiefen Eindruck gemacht und Beiden war es ein stets aufgehobener warnender Finger. Der Fritz war in der jüngsten Zeit zum Revierförster in Mauren ernannt worden und glaubte nun seinen Dank gegen den Fürsten durch besonders regen Eifer für die glänzende Ausführung des fürstlichen Jagdplanes bezeigen zu müssen. Deshalb kam er zu dem Jörg und bat ihn, doch diesmal mitzuwirken, um dem Fürsten und dessen junger Gemahlin die Freude nicht zu verderben. „Bei dem Zusammentreiben des Wildes aus so umfangreichen Waldungen und bei dem Einsetzen desselben in das Zeug ist deine genaue Kenntniß aller Hügel, Thäler und Gebüsche und dann dein Geschick und Muth durchaus nöthig. Dir folgen auch die Landleute, die als Treiber Frohndienste leisten müssen, besser als uns

Jägern, und deinem Fürsten und Herrn wirst du doch auch einen Dienst und Gefallen erweisen wollen." So redete ihm der Fritz zu. Aber der Jörg schüttelte beharrlich den Kopf und sagte: „Fritz, wenn ich nicht wüßte, daß du guter Gesinnung bist, so müßte ich dir zurufen, wie der Herr dem Versucher."

Die Marget meinte: „Dem Fürsten könnte man schon zur Ehre etwas thun, aber eine alte Gewohnheit schläft oft nur und wird auch nach langer Schlafzeit wieder aufgeweckt, wenn man die Gelegenheit dazu nicht meidet."

„Aber es ist doch zu wenig Vertrauen in Gottes Gnad' und Hilf vorhanden," — entgegnete der Fritz — „wenn man auf jedem Schritt und Tritt eine Versuchung und Gefahr zum Falle wittert. Und Unterthanenpflicht darf ein Christ auch nicht bei Seite setzen."

„Nein, das darf der Christ nicht!" fiel hier der Jörg ein. „Allein Hundedienst versehen als Treiber, wozu man die Unterthanen nöthigt und womit man sie bedrückt, die Alten der Arbeit, die Jungen der Schule entzieht, — das ist auch nicht im Kapitel der Bibel enthalten, in welchem Unterthanentreue gelehrt wird. Und ich schäme mich, nicht nur dazu die Leute anzuführen, sondern auch selbst solche Dienste zu leisten. Die Brosamen des Lobes und der Huld, die dabei von der Herren Tische fallen, kann ich nicht mehr gut finden und vertragen."

Diese Worte hatte Jörg mit sichtbarem Selbst-

gefühl gesprochen und das Feuer, in welches er dabei gerieth, ließ auch deutlich einigen Stolz merken.

Dem Fritz war diese Wahrnehmung an dem bisher so demüthigen Jörg ganz auffallend; er sah ihn deshalb aufmerksam an, während er sprach, und sagte dann bedächtlich: „Jörgle, Jörgle, denk' an den besoffenen Bauer! Auf der andern Seite des Gaules ist der Hochmuth, und die Unterlage ist häuslicher Wohlstand, der bei dem Bauersmann ganz gewöhnlich den Samen des Geizes in sich trägt."

Diese ernst gesprochenen Worte des Freundes schlugen tief in das Herz des Hasenjörg und wie von einem Blitz getroffen, der erhellet und zündet, reichte er dem Warner die Hand und sprach: „Fritz, ich danke dir für deine Lieb'! Ich will meinem Fürsten und Herrn zu Dienst und Ehr bei dieser Jagd und ihrer Vorbereitung nicht fehlen."

Wirklich war der Hasenjörg von Oppertshofen bei dem Zusammentreiben des Wildes der thätigste und die Landleute riefen ihm hie und da zu: „Nun Jörgle, sind die christlichen Schuhe schon ausgelaufen? freilich, die Jagdstiefel machen Herren!" Der Jörgle nahm diese und andere Stichelreden ruhig hin und ging seinem Geschäfte weiter nach. Dabei hatte er nur einen Stock in der Hand, denn ein Gewehr zu tragen, ließ er sich nicht bereden.

So waren denn alle Vorkehrungen zu der Jagd am Sabelweiher getroffen. Der Tag, an welchem sie ausgeführt wurde, war ein schöner und sonniger Septembertag. In der Wiese unterhalb des Weihers

war der fürstliche Schirm, von welchem aus die schwimmenden Hirsche erlegt werden konnten. Seitwärts war ein kostbares Zelt errichtet für die Fürstin und andere hohe Damen. Um 9 Uhr Morgens bewegte sich der festliche Jagdzug vom Schlosse Hohenaltheim her. Voran ritten einige Waldhornbläser, dann kamen Jägerbursche mit Hunden, Oberjäger und Revierförster folgten zu Pferd und zu Fuß. Endlich kam der Fürst und seine vor Kurzem ihm angetraute blühende Gemahlin hoch zu Roß, eine große Anzahl Damen und Herren waren in ihrer Umgebung und Büchsenspanner und anderes Dienstpersonal machten den Schluß. Wagen mit Speisen, Getränken und Leckerbissen für das Zelt der Fürstin waren schon vorausgefahren. Soweit es mit Sicherheit geschehen konnte, stand eine große Menge Volks herum, sich an dem Schauspiele der neuen Jagd zu ergötzen. Als in den Zelten und am Schirme alles in Ordnung war, da begann oben auf den waldbedeckten Höhen und hinter dem Zeug, durch welches das zusammen getriebene Wild in weiter Umkreisung eingeschlossen war, der Hörnerklang des jungen musikkundigen Jägerpersonals, der Halloruf des zahlreichen und weit ausgedehnten Treibervolkes, so wie das Gebelle der an Leinen geführten Hunde. Dadurch aufgeschreckt kamen die Hirsche in gewaltigen Sprüngen aus dem Walde hervor; aber wohin sie sich wenden wollten, zur Rechten und zur Linken, stellten sich ihnen unübersteigliche Schranken entgegen. Es blieb ihnen kein anderer Ausweg als vorwärts den Bergabhang

hinunter, wo sie ein noch engerer Raum auf die Fallbrücke über dem Sabelweiher leitete. Lauter Jubel erscholl bei der Menge der Zuschauer, wenn ein lange geängstetes und auf vielen Seiten vergeblich einen Ausweg suchendes Stück Wild endlich auf die Fallbrücke sprang und da verschwand, um bald unter der Brücke weiterschwimmend den Tod zu finden, welchen ihm die Kugeln der Schützen brachten. Dem Fürsten selbst wurde schon aus schuldiger Unterthänigkeit am meisten Gelegenheit gelassen, zu schießen und zu treffen und so waren bereits mehrere Hirsche erlegt von ihm, als auch die Wildschweine an die Reihe kommen sollten. Einige Stücke standen in dem Weiher, in welchen sie durch die Fallbrücke gestürzt waren und in dessen seichtern, schlammigen Stellen sie sich zu schützen suchten. Nun ließ man Hunde auf sie, um sie herauszutreiben und dem ersten Keuler, welcher herauskam, stellte sich der Fürst mit starkem Jagdspieße entgegen. Mit ängstlicher Spannung sah die Fürstin auf ihren Gemahl hin, als er mit einem Knie auf den Boden gestützt seinen Jagdspieß dem gerade auf ihn zurennenden Keuler vorhielt, um ihn daran abzufangen. In demselben Augenblicke kam noch ein Kapitalhirsch in gewaltigen Sätzen den Berg herab, sprang auf die Fallbrücke und schwamm, von Hunden verfolgt, dem Ufer des Weihers zu. Die meisten Schützen hatten sich den Wildschweinen auf der Wiese entgegengestellt, und nur einige Schüsse fielen auf ihn, wovon er zwar getroffen aber nicht tödtlich verwundet wurde. So eben erhob sich der

Fürst vom Boden, indem er den Keuler glücklich abgefangen hatte; — da sprang der angeschossene Hirsch in wildem Lauf an ihn her. Er sank über dem vor dem Fürsten sich wälzenden Keuler zusammen und drang mit seinem zackenreichen Geweih auf den Fürsten ein, ehe dieser zur Seite springen konnte. Die Schützen hatten ihre Aufmerksamkeit in diesem Augenblick entweder auf die Wildschweine gerichtet oder waren dem Hirsche nicht schußgerecht oder mußten fürchten, den Fürsten selbst zu treffen, weshalb dieser schutz- und wehrlos der Wuth des Hirsches ausgesetzt war. Ein durchdringender Angstschrei wurde vom Damenzelte her vernommen, denn die Fürstin war bei dem Anblick der Gefahr, in welcher ihr Gemahl schwebte, in Ohnmacht gesunken.

So eben wollte der Hirsch mit den Spitzen seines Geweihes auf den bereits niedergeworfenen Fürsten einstoßen, als ein rüstiger, starker Bauersmann ihn mit beiden Händen an den Stangen packte und mit riesiger Kraft zur Seite riß. Er war mit einer Schnelligkeit herbeigesprungen, daß man ihn erst zu bemerken schien, als er die größte Gefahr schon von dem Fürsten abgewendet und auf sich gekehrt hatte. Der laute Bravoruf, der von dem ferner stehenden Volke erscholl, machte erst einige Jäger aufmerksam auf den Kampf, welcher sich zwischen dem Bauersmann und dem Hirsch entsponnen hatte. Vergebens mühte sich dieser ab, der gewaltigen Kraft loszuwerden, die seinen Kopf zu Boden zu drücken suchte. „Durchlaucht, springet fort!" rief der Bauer fast auf-

ser Athem durch die Anstrengung, womit er den Hirsch am Geweih festhielt und niederdrückte, auch als dieser ihn hin und herschleuderte und abzuschütteln suchte.

Aber der Fürst war verwundet und konnte sich nicht vom Boden erheben. Doch jetzt kamen zwei Jäger herbei, von denen der eine den Fürsten aufhob, der andere mit gezogenem Hirschfänger dem Bauersmann zu Hilfe eilte. Als dieser den nahen Helfer gewahrte, strengte er noch einmal alle seine Kraft an und es gelang ihm, den Kopf des Hirsches fest an den Boden zu drücken, worauf diesem der Jäger mit sicherer Hand den Knickfang gab. Das Alles verlief schneller als wir beschreiben können. Aber die Ohnmacht der Fürstin, die Verwundung des Fürsten und die allgemeine Bestürzung machte der Jagdlust ein trauriges Ende und Niemand dachte jetzt daran, nach dem Bauersmann zu fragen, welcher durch seine Kühnheit, Gewandtheit und Stärke der alleinige Retter des Fürsten wurde. Er hatte sich auch ganz schnell zurückgezogen, sobald der Fürst aufgehoben und der Hirsch erlegt war. Nur der Jäger, welcher dem Bauersmann zu Hilfe kam, hatte ihm Aufmerksamkeit geschenkt und sagte leise, als er sich aus der Nähe des Fürsten fortmachen wollte: „Bleib' doch, Jörgle! Heut hast dein Glück gemacht.“

Aber dieser antwortete: „Fritz, wenn Du mein Freund bist, so nennst du mich nicht!“

Der Rückzug nach Hohenaltheim ging langsam von statten. Die Fürstin war wohl bald wieder zu

sich gekommen und konnte die Freudenbotschaft aus dem Munde ihres Gemahls selbst vernehmen, daß er der drohenden Gefahr entnommen und nur leicht verwundet sei. Allein Beide mußten in einer Kutsche nach Hause geführt werden.

Noch an demselben Tage ließ sich der Fürst nach dem Bauersmann erkundigen, der ihn durch seine Entschlossenheit und Kraft aus der Gefahr zog, die seinem Leben so nahe stand. Aber nur der Jäger, welcher dem Hirsch den Knickfang gab, konnte Auskunft über ihn geben und dieser sagte, daß ihn der Mann ausdrücklich gebeten habe, seinen Namen nicht zu nennen.

Der Fürst sagte lächelnd: „Das ist mir ein seltsamer Held, der seine Thaten nicht kund machen und keinen Lohn dafür haben will. Sag' Er ihm einstweilen meinen Dank und daß ich hoffe, ihn noch ausfindig zu machen. Er aber, Meier, wirds wohl annehmen, wenn ich ihn hiemit zu meinem Oberjäger ernenne. Der Bauersmann verdiente noch mehr."

Die Fürstin hatte sich bald wieder erholt und der Fürst war schon nach einigen Tagen wieder fähig, zu reiten und zu jagen. Gleichsam um sich, seine Gemahlin und seine Umgebung zu entschädigen für die erlittene Störung der außerordentlichen Jagdfreude am Sabelweiher, bereitete der Fürst Feste auf Feste, so daß fast das ganze erste Jahr seines Ehestandes in lauter Festjubel verstrich. Schon im ersten Kindbette starb die Fürstin. Der Fürst war außer sich vor

Schmerz über ihren Tod und sperrte sich über ein ganzes Jahr von aller Welt ab in seinem Schloße zu Hohenaltheim. Um an den schmerzlichen Anblick der leidenden und sterbenden, sowie der todten und auch noch im Tode so lieblichen Gattin durch nichts erinnert zu werden, ließ er den Flügel des Schlosses, worin sie starb, vermauern. Seine Umgebung bemühte sich auf mancherlei Weise, ihn von seiner Trauer abzubringen und zu erheitern. Aber erst einem Gärtner aus Harlem gelang es, seine Theilnahme und sein Interesse für Etwas zu erwecken. Das waren Hyacinthenzwiebeln. Mit großer Vorliebe fieng er an, diese zu treiben und an ihren Blüthen seine Augenweide zu halten. Aber dieses Mittel, den Fürsten aus seiner tiefen Trauer um die in schönster Jugendblüthe verblichene Gemahlin herauszuziehen und für das Leben zu gewinnen, war ein sehr kostspieliges. Denn Zwiebeln zu 60 fl. das Stück waren die wohlfeilsten, sie wurden bis zu tausend Gulden gekauft. Bald erwachte auch wieder die alte Jagdlust des Fürsten und der Glanz des Hofes durch Feste aller Art und durch eine Kapelle von ausgezeichneten Musikern zog vornehme Schmarotzer in Menge heran. Das Land und seine Bewohner mußten die neuerweckte Lebenslust des Fürsten schwer empfinden und betrauern.

In dieser Zeit kam auch der fürstliche Oberjäger, der uns als Fritz von Thurnek bekannte Freund des Hasenjörgle, zu diesem. Denn um der Jagd in den umliegenden Wäldern mit einigen vornehmen Gästen sich ganz hinzugeben, hatte der Fürst auf einige Tage

seinen Wohnsitz in dem Jagdschlosse Thurnek aufgeschlagen.

Die beiden alten Freunde hatten einander lange nicht mehr gesehen. Und nun, nachdem der Oberjäger über das Wohlbefinden des Jörgle seine Freude ausgedrückt und auch der Marget alles Lob gespendet hatte, wollte er jenen bereden, daß er sich dem Fürsten vorstellen ließe als seinen Lebensretter, um den gebührenden Lohn für seine That zu erhalten. Aber der Jörgle war hiezu durchaus nicht zu bewegen, sondern sagte: „Ich danke heute noch meinem Gott, daß Er mir damals den Gedanken eingab, sogleich ungekannt und ungenannt mich fortzumachen. Und Euere jetzige Wirthschaft gefällt mir schon gar nicht. — Ich mag nicht reden, Fritz; aber das Herz blutet mir, wenn ich sehe, wie alle Gottesfurcht und Zucht und häusliche Tugend unterm Volke abnimmt, als müßt man's in allen Stücken den großen Herren nachmachen. Unser Herr Gott muß so sich erheben, seine Tenne zu fegen."

Der Oberjäger wurde nachdenklich über die ernste Stimme seines Freundes, aber bald schien er den erwachten Ernst wieder aus dem Innern wegbannen zu wollen. Er erhob sich mit der Bemerkung, daß er Eile habe, um rechtzeitig wieder beim Fürsten zu sein und fragte noch: „Jörgle, darf ich Deinen Namen dem Fürsten noch nicht nennen?" „Nein; wenn du mich lieb hast, thu'es nicht! Ich möcht am liebsten gar nichts zu schaffen haben mit fürnehmen Herrn. Und fast kommst mir Du auch schon zu fürnehm vor,

Fritz.“ Diese Worte brachte er in einem besonders bewegten Tone hervor und mit einem Blick auf den Oberjäger, der diesem bis ins Herz zu dringen schien. Er wurde ganz verlegen und konnte nur sagen: „Wir bleiben die Alten, Jörgle!“ Er drückte diesem zum Abschiede noch die Hand, aber der Jörgle faßte die gebotene Rechte mit seinen beiden Händen und sagte: „Fritz, denkst auch noch an das Gleichnis vom besoffenen Bauern und seinem Gaul? Bleib nicht liegen, wenn Du auf der andern Seite hinuntergefallen bist. Man kann hoch oben sein und doch tief unten liegen.“ Erschüttert durch diese Anrede brachte er nur noch die Worte heraus: „Ich komme nächstens auf längere Zeit, Jörgle.“

„Soll mir lieb sein, Fritz. B'hüt Gott!“

3.

Späte Frucht.

Ich muß nun mit meiner Geschichte einen weiten Sprung machen über viele Jahre hinweg, und kann gar nicht einmal berichten, ob denn der Oberjäger sein Versprechen gehalten und den Jörgle besucht hat. Auf keinen Fall hätte es ihm geschadet. Denn es kamen böse Zeiten, wo ein christlicher Freund theuer war. Die in Frankreich ausgebrochene Revolution hatte nicht nur dort die Ordnung voriger Jahrhunderte aufgelöst, sondern auch alle übrigen Länder Europas erschüttert. Allenthalben fieng das Volk an, gegen ihre Oberherrn zu murren und wo die Bande der alten Liebe durch Ueppigkeit und Bedrückung der

fürstlichen Höfe ohnedieß schon gelockert waren, da fanden die von Frankreich herüberdringenden Schlagwörter „Freiheit und Gleichheit“ offene Ohren. Nun kamen die Lasten und Drangsale des Krieges, welchen das vielgespaltene deutsche Reich gegen die republikanischen Schaaren Frankreichs führte, hinzu und steigerten den Unmuth und Widerwillen der Unterthanen aufs Höchste. —

Als daher im Sommer 1796 die Franzosen vom Oberrhein her nach Schwaben unter Moreau siegreich vordrangen, da hofften auch die Landleute Befreiung von den bisherigen Lasten. Diese waren freilich in der letzten Zeit fast unerschwinglich und unerträglich geworden. Lieferungen an Getraid, Mehl, Vieh und Leinwand hatten fast allen Vorrath aufgezehrt und die Soldaten nahmen vollends Alles weg, was sie vorfanden oder mit Gewalt herauspreßten. Die Noth und das Elend steigerte sich noch mehr, da im August 1796 die kaiserlichen Truppen in weitem Bogen die westliche und südliche Ebene des Rieses besetzt hatten und die Höhen ringsherum gegen Württemberg von französischen Kriegern wimmelten. Hie und da kam es selbst in den Dörfern zu blutigen Gefechten zwischen den Oesterreichern und Franzosen, und den Schrecken der Waffen folgten Plünderungen. Abgeordnete des Fürsten von Wallerstein und der Reichsstadt Nördlingen waren beständig auf der Fahrt bald zu einem kaiserlichen Oberbefehlshaber bald zu einem französischen, um mildere Behandlung der Unterthanen oder Nachläße von den geforderten Lieferungen

oder wenigstens bessere Ordnung und längere Termine zu der Erhebung zu erbitten. Dabei wurden auch die üblichen Landessteuern erhöht und neue erhoben; die Söhne des Hauses aber mußten fort in den Kriegsdienst; Pferde und Wagen wurden der Feldarbeit entzogen. Denn Fuhren zur Fortschaffung von Lebens- und Kriegsbedarf, von Gepäck, Verwundeten, Kriegsgefangenen, Geldern, Kanzleien, Feldstücken, Bäckereien, Befehlshabern und Eilboten begegneten sich auf allen Landstraßen. Statt Befreiung von Lasten und Steuern, welche das kurzsichtige Landvolk durch die Herren der großen Republik hoffte, wurde ihm Raub, Mord und Schändung. Als Erzherzog Karl von Oesterreich Jourdans Macht zertrümmert hatte, und sich nun gegen Moreau wandte, zog dieser mit seinen Schaaren vom Lech, durch Schwaben an den Rhein zurück. Auch was am verborgensten lag, wußten diese auf ihrem Rückzuge mit geübter Raubkunst noch auszuwittern. Ihnen folgten auf der Ferse in gleicher Ausgelassenheit die Oesterreicher. —

Nun war das Ries auf einige Zeit vom Kriegsvolk frei. Aber die Steuern, Lieferungen und Aushebungen der jungen Mannschaft dauerten fort. Jetzt weigerten sich die meisten Gemeinden des Fürstenthums Oettingen-Wallerstein, an ihren Fürsten Steuern zu zahlen und Recruten zu stellen. In allen Orten gab es Aufwiegler und auch die besten Ortsvorsteher vermochten nicht, ihre Leute bei Pflicht und Gehorsam zu erhalten. Seit vielen Jahren war der Hasenjörg schon Ortsvorsteher. Als rüstiger, vielerfahrener Greis

hatte er nicht blos auf seine Gemeinde einen großen Einfluß, sondern seine Stimme galt auch anderwärts viel. Aber wie eifrig er auch die Widersetzlichkeit gegen den Oberherrn widerrieth und wie ernstlich er auch zur Pflicht des Gehorsams ermahnte, weil es Christen gezieme, alles Uebel mit Geduld zu ertragen, so vermochte er in dieser Zeit der Aufregung doch nichts auszurichten. Im Gegentheil mußte er harte Scheltworte und allerlei Unglimpf hinnehmen. Unter Seufzen zog er sich in sein Haus zurück und das gemeinsame Gebet mit seiner ebenfalls noch rüstigen Marget stärkte ihn zu Geduld und fortgesetztem Wohlthun in Rath und That. Gerne hätte er sein Anwesen an den Sohn abgegeben und sich in Ruhe gesetzt, aber die bewegten, gefährlichen Zeiten boten zu einer guten Verheirathung desselben keine Gelegenheit. Was er längst gefürchtet und vorausgesagt hatte, brach nun herein. Durch kaiserliche Commissäre, die in das Fürstenthum kamen in Begleitung von Executionstruppen, wurden die Steuern beigetrieben und alle unverheiratheten Bursche unter das Militär fortgeschafft. Dieß Los traf auch seinen Sohn. Und zum ersten Male mußte er seine Marget mit Trost und Zuspruch stärken bei diesem für die alten Leute so schmerzlichen Ereignis. Sonst war immer sie die Trösterin.

Doch noch Schwereres sollte sie treffen. Die Rädelsführer bei der Widersetzlichkeit gegen die fürstlichen Anordnungen und Befehle wurden aufgespürt und gefänglich eingezogen. Die Ortsvorsteher sah man

schon als *solche* an, weil sie der Widerspenstigkeit nicht Einhalt zu thun vermochten. Und so wurde auch der Hasenjörg als Ortsvorsteher mit in Haft und Untersuchung gezogen. Sein gutes Gewissen in dieser Sache ließ ihn ruhig scheiden von seinem Weibe und er sagte ihr nur beim Abschiede: „Marget, denke an Luthers Gleichnis vom trunkenen Bauer, daß Du nicht vom Pferde herabfällst in Kleinmuth und Verzagtheit, nachdem Du Dich so lange oben gehalten hast am Zaum des Gebetes und im Sattel des Gottvertrauens.

Das Urtheil fiel aber schlimmer aus, als der Hasenjörg selbst geahnt hatte. Alle Männer, welche der Aufwieglung zur Widerspenstigkeit überwiesen werden konnten, wurden zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt und auch diejenigen Ortsvorsteher, denen man kein besonderes Vergehen nachzuweisen vermochte, sollten zu öffentlichen Schanzarbeiten abgeführt werden. Nachdem ihnen dieß Urtheil verkündet worden war, ließ sie der Fürst noch vor sich auf sein Schloß in Wallerstein führen.

In lautloser Stille traten die Verurtheilten ein. Verhaltenen Trotz und Grimm konnte man auf den Gesichtern der meisten wahrnehmen, bei keinem das Gefühl der Schuld und nur bei wenigen ruhige Ergebung. —

Der Fürst stand in sichtbarem Zorne da, umgeben von mehreren seiner höhern Diener, Beamten und Offiziere. Einige Minuten musterte er mit scharfen Blicken die vor ihm stehenden Verurtheilten. Dann

erhob er seine Stimme, um in nachdrücklicher Rede ihr Unrecht, ihre Undankbarkeit und die Gelindigkeit der über sie verhängten Strafe ihnen vorzuhalten. Aber mit jedem Worte schien sich sein Zorn zu steigern, so daß er zuletzt im höchsten Grimme in die Worte ausbrach: „Ihr Bauern seid aus Eigennutz und Habsucht zusammengesetzt; wollt nur all'zeit nehmen, aber nichts opfern; Landeswohl und Landesfürst sind euch nichts werth; wenn nur euer Haus und Vieh gut steht. Euer Fürst und Herr darf das Herz aus dem Leibe für euch hingeben, ihr wisset es ihm doch nie Dank. Und wenn er vor euern Augen in Stücken zerhauen würde, so wäret ihr zu gleichgiltig, um nur mit einem Finger ihm Hilfe zu leisten. Euere Hartherzigkeit und euer Undank ist nicht mit Worten zu beschreiben."

Bei diesen Worten drängte sich ein untersetzter Greis mit grauem Haar aus der Zahl der Verurtheilten hervor und rief mit starker aber ruhiger Stimme: „Halten zu Gnaden Herr Fürst; aber was Ihr da sagt, ist nicht halb wahr! — Wer hat Euer Leben erhalten damals, als ein verwundeter, schnaubender Hirsch Euch durchbohren wollte? Wer ist mit Gefahr und Aussetzung seines eigenen Lebens dem Hirsch in das Geweihe gefallen? Ist das einer der bebordeten hohen Fürstendiener gewesen? Ists einer der vornehmen Herren gewesen, die um den Fürsten scherwenzen und schmarozen? Oder ist's einer von den Bauern gewesen, die nun so schlecht gemacht und so hart und undankbar gescholten werden? He? Na! —

Diese Anrede machte den Fürsten betroffen; die um ihn stehenden Herren und Diener wurden unruhig und schienen nicht schlechte Lust zu haben, auf den alten Redner einzudringen. Die Verurtheilten dagegen sahen sich wie siegesfroh untereinander an. Gleichwohl erwarteten auch sie nichts anders, als daß augenblicklich ein noch härteres Urtheil gegen den Mann, der in so kühnen Worten aufzutreten wagte, aus dem Munde des Fürsten kommen würde.

Aber dieser hatte sich kaum von seinem ersten Staunen erholt, als er sich an den hinter ihm stehenden Oberjäger mit der Frage wandte: „Ist das der Bauersmann gewesen?“ Mit lauter Stimme wurde ihm die Antwort: „Durchlaucht, ja! Das ist der Bauer gewesen, der Euer Durchlaucht vom nahen Tode rettete.“

Sogleich lief der Fürst mit offenen Armen auf den greisen Bauersmann zu, umarmte ihn und küßte ihn. Unter Thränen brach er in die Worte aus: „Hab Dank, Alter, hab Dank, daß Du mich an eine heilige Pflicht erinnerst und noch zu rechter Zeit vor eigenem Undank bewahrest!“ Vor Rührung und Thränen konnte er nicht gleich weiter sprechen. Aber indem er immer noch dem festen, ernsten Greis in die auch mit Thränen gefüllten Augen sah, sammelte er sich und zu den Verurtheilten gewendet, rief er: „Ihr seid frei! Euere Strafe ist erlassen! Alle Schuld soll vergessen sein! Du aber, treuer Alter! sollst heute mein Gast bleiben.“

Von der plötzlichen Wendung der Dinge bewegt

und über die Rührung und Freundlichkeit, womit der Fürst den alten Hasenjörg umarmte, küßte und bei der Hand hielt, bis zu Thränen erweicht, drängten sich die schuldloseren Bauern an den Fürsten heran, dankten ihm für seine Gnade und gelobten ihm alle Treue und allen guten Willen. Selbst die schuldbewußten unter den Verurtheilten nahten sich schüchtern und baten den Fürsten um Verzeihung. Dieser aber befahl, daß sie miteinander da bleiben sollten im Schlosse zu einer Freudenfeier. „Wir werden schon so viel auftreiben, um Allen den Hunger und Durst stillen zu können, und euere Weiber und Kinder sollen es aufs schleunigste erfahren, daß ihre heute noch zu ihnen kommt.“

So saßen sämmtliche Verurtheilte, statt in das Zuchthaus und zu den Schanzarbeiten abgeführt zu werden, mit dem Fürsten zu Tafel, wo allgemeine Freude und herzliche Vertraulichkeit herrschte. Wer aber zuerst zum Aufbruche mahnte, das war der Hasenjörg. „Denn der Bauersmann haut leicht über die Schnur, wenn's ihm zu wohl wird, Herr!“ sagte er zum Fürsten. „Aber Alter, Dein Schuldner bin ich noch immer; womit lohne ich Dir, was Du für mich gewagt und gethan?“ so fragend drückte ihm der Fürst zum Abschiede die Hand. Doch dieser entgegnete: „Herr Fürst, heute habe ich einen bessern und größern Lohn erhalten, als ich verlangen konnte.“ Zum Oberjäger sagte er unten im Schloßhofe: „Fritz, man kann auch bei großen Herren und Fürsten einen christlichen Muth und ein freies Wort wohl anwenden!“ Dabei

sah er ihn an, als wollte er ihm durch die Augen in die Seele blicken. Der Oberjäger verstand wohl die Mahnung, die in diesen Worten für ihn lag. Er reichte noch einmal seinem alten Freunde die Hand und sagte: „Vom trunkenen Bauer hängt mir noch viel an. Gott helfe mir!“















